

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Wald

Johannes Zechner

NATUR DER NATION.
DER „DEUTSCHE WALD“
ALS DENKMUSTER UND
WELTANSCHAUUNG

Hansjörg Küster

KLEINE MITTELEUROPÄISCHE
WALD- UND
FORSTGESCHICHTE

Thomas Kirchhoff

SEHNSUCHT NACH
WALD ALS WILDNIS

Martina Grimmig

HOLZWEGE IN VENEZUELA.
DER TROPENWALD ALS
SOZIALE LANDSCHAFT

Jonas Hein

KLIMASCHUTZ DURCH
WALDSCHUTZ?
EINE KRITISCHE BILANZ
NACH ZEHN JAHREN REDD+

Daniela Kleinschmit

GRUNDLAGEN DER
SUPRANATIONALEN
WALDPOLITIK

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

Wald

APuZ 49–50/2017

JOHANNES ZECHNER

NATUR DER NATION. DER „DEUTSCHE WALD“ ALS DENKMUSTER UND WELTANSCHAUUNG

Um 1800 erklärten romantisch geprägte Autoren die Baumwelt zum organischen Symbol deutscher Identität. NS-Propagandisten kontrastierten dann deutsches „Waldvolk“ und jüdisches „Wüstenvolk“. Nach 1945 blieben ältere Schichten des Denkmusters bis hin zum „Waldsterben“ abrufbar.

Seite 04–10

HANSJÖRG KÜSTER

KLEINE MITTELEUROPÄISCHE WALD- UND FORSTGESCHICHTE

Die Entwicklung des mitteleuropäischen Waldes ist seit dem Ende der letzten Eiszeit vor rund 10 000 Jahren von diversen Landnutzungssystemen geprägt. Heute sind in einem Wald viel mehr Charakteristika durch den Menschen bestimmt als gemeinhin angenommen.

Seite 12–18

THOMAS KIRCHHOFF

SEHNSUCHT NACH WALD ALS WILDNIS

Nicht unsere biologischen Anlagen und auch nicht die zunehmende anthropogene Überformung von Natur sind konstitutiv für unsere Sehnsucht nach Waldwildnis, sondern ihre kulturell geprägten Bedeutungen als ästhetische und symbolische Gegenwelt zur Kultur.

Seite 19–24

MARTINA GRIMMIG

HOLZWEGE IN VENEZUELA.

DER TROPENWALD ALS SOZIALE LANDSCHAFT

Der Tropenwald der indigenen Kari’ña steht im Zentrum von Konflikten um natürliche Ressourcen im Südosten Venezuelas. Über die Holzgewinnung wurde ein staatlicher Zugriff legitimiert, der die Artikulation indigener Ansprüche und „anderer Ökologien“ stark erschwert.

Seite 25–32

JONAS HEIN

KLIMASCHUTZ DURCH WALDSCHUTZ?

EINE KRITISCHE BILANZ NACH ZEHN JAHREN REDD+

REDD+ soll durch Finanztransfers aus dem globalen Norden in den Süden Anreize für den Waldschutz in Entwicklungsländern schaffen und so einen Beitrag dazu leisten, die Erderwärmung so gering wie möglich zu halten. Wie erfolgreich ist das Instrument?

Seite 33–38

DANIELA KLEINSCHMIT

GRUNDLAGEN DER SUPRANATIONALEN WALDPOLITIK

Spätestens seit dem Erdgipfel in Rio 1992 ist der Wald von der internationalen politischen Agenda nicht mehr wegzudenken. Seitdem hat sich ein komplexes Waldregime herausgebildet, das zunehmend von anderen Politikbereichen und netzwerkartigen Strukturen bestimmt wird.

Seite 39–45

EDITORIAL

Über 30 Prozent der Landoberfläche der Erde sind bewaldet. Davon sind ein Drittel Urwald und sieben Prozent Plantagenwald, wobei sich dieses Verhältnis immer weiter verschiebt: Seit 1990 ist die Waldfläche um 3,1 Prozent zurückgegangen, der größte Waldverlust ist in den Tropen zu verzeichnen. Zwar hat die Geschwindigkeit des weltweiten Waldverlusts nach Angaben der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen abgenommen. Aber allein zwischen 2010 und 2015 verschwanden durchschnittlich etwa sechseinhalb Fußballfelder Wald pro Minute.

Diese Entwicklung steht im Widerspruch zum ressourcenökonomischen Prinzip der Nachhaltigkeit, das auf den sächsischen Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz zurückgeht. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts trat er mit Blick auf die Sicherstellung des Holznachschubs für die Hüttenindustrie im Erzgebirge für eine „beständige und nachhaltige Nutzung“ der Wälder ein: Nur so viel Holz sollte geschlagen werden, wie sich innerhalb eines bestimmten Zeitraums auf natürliche Art regenerieren kann, um die wesentlichen Eigenschaften von Wäldern zu bewahren. Diese gehen weit über die Funktion als Rohstoffquelle für die Energieerzeugung, die Holz- und Papierindustrie hinaus. Wälder beheimaten so viele Pflanzen- und Tierarten wie kaum andere Ökosysteme und spielen als natürliche Kohlenstoffsinken und Wasserspeicher eine zentrale Rolle für das Weltklima.

In Deutschland prägt der Wald zudem einen eigenen nationalen Mythos, seit zu Beginn des 19. Jahrhunderts Literaten und Künstler unter Rückgriff auf die Aufzeichnungen des römischen Historikers Tacitus über die Germanen den Wald als Symbol für eine spezifische kollektive deutsche Identität deuteten. Diese Interpretation hat nach ihrer ideologischen Instrumentalisierung in der NS-Zeit an Bedeutung verloren. Doch noch in den 1980er Jahren spiegelten die tiefe Betroffenheit über das vorausgesagte „Waldsterben“ und der breite Konsens für weitreichende Umweltschutzmaßnahmen eine besondere Verbundenheit der Deutschen zu „ihrem“ Wald wider.

Anne-Sophie Friedel

NATUR DER NATION

Der „deutsche Wald“ als Denkmuster und Weltanschauung

Johannes Zechner

„Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch noch den Wald brauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes wie der Mensch des Weines.“

Wilhelm Heinrich Riehl, *Land und Leute* (1854)

Dieses vielzitierte Bekenntnis des Kulturhistorikers und Volkskundlers Wilhelm Heinrich Riehl schreibt der deutschen Baumwelt unverblümt eine nationalpolitische Bedeutung zu. Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen in diesem Sinne nicht ökologische, soziale oder wirtschaftliche Funktionen des tatsächlich existierenden Waldes. Vielmehr fokussieren sie auf den Wald als Projektionsfläche für kulturelle Vorstellungen und fragen insbesondere: Wie wollten Poeten, Philologen, Publizisten und Propagandisten kollektive Identität in einer imaginierten Waldnatur begründen? Dafür wird der ideenhistorische Werdegang des „deutschen Waldes“ in drei Zeitabschnitten dargestellt: nach einem knappen Blick auf die Vorgeschichte die Romantik um 1800 als weltanschauliche Inkubationsperiode, das NS-Regime von 1933 bis 1945 als ideologische Kulminationsphase sowie die Entwicklungen von der Nachkriegszeit bis heute.⁰¹

ROMANTISCHE WÄLDER

Am Anfang standen ein lateinisch schreibender Historiker und scheinbar unendliche nordische Wälder. Tacitus (ca. 55–120 n. Chr.) schilderte um das Jahr 100 in seiner „Germania“ das Gebiet östlich des Rheines wenig vorteilhaft als „durch seine Wälder grauenerregend“; die dort lebenden Stämme verehrten demnach ihre Götter im „heiligen Hain“ statt in steinernen Tempeln.⁰² Seine späteren „Annalen“ berichteten über eine Schlacht in einem „Teutoburger Wald“ zwischen Römern und germanischen Stämmen, deren siegreicher Anführer Arminius – heute besser

bekannt als Hermann der Cherusker – zum „Befreier Germaniens“ geworden sei.⁰³ Nach Wiederentdeckung dieser Schriften im 15. Jahrhundert fanden deutschsprachige Humanisten die vorgeschichtlichen Ursprünge ihres Volkes in der nun positiv gesehenen Waldnatur.⁰⁴ Der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) schließlich beschrieb in seinem Bühnenstück „Hermanns Schlacht“ die Stammeskrieger als „wie die Eiche eingewurzelt“, um weitergehend das Vaterland mit der „höchsten, ältesten, heiligsten Eiche“ zu vergleichen.⁰⁵

Auf solche älteren Denkbilder konnten unter gänzlich anderen Zeitumständen prominente Poeten, Philologen und Publizisten zurückgreifen, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Natur des Waldes mit Nation und Deutschtum verknüpften. Ihr politisches Bewusstsein war bestimmt von Nachwirkungen der Französischen Revolution wie dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806, der sich anschließenden Besatzungspolitik Napoleons sowie den Kriegen gegen Frankreich von 1813 bis 1815. Angesichts der erlebten Umwälzungen suchten sie in klarer Abgrenzung vom westlichen Nachbarland intensiv nach möglichen Bestandteilen einer historischen und kulturellen Identität. Dabei verstanden sie den „deutschen Wald“ als geeignetes Symbol für Tradition und Kontinuität: Seine vorgeblichen Prinzipien von Unterordnung und Ungleichheit dienten als Gegenbild zur Gesellschaftsordnung der Französischen Revolution mit ihren Werten von *liberté* und *égalité*. Somit können die „Befreiungskriege“ als weltanschaulicher Nährboden des deutschen Waldpatriotismus gelten, in dem sich die Denkmuster von Nationalnatur und Nationen folgenreich verbanden.⁰⁶

Als eigentlicher „Sänger des deutschen Waldes“ gilt bis heute der vielgelesene Poet Joseph von Eichendorff (1788–1857).⁰⁷ Da er nach seiner auf einem schlesischen Adelsgut verbrachten Kindheit in Städten wie Berlin und Königsberg

lebte, lässt sich seine Naturpoesie als temporäre Flucht zurück in eine Gegenwelt fernab urbaner Verpflichtungen lesen. 1813 meldete sich der angehende Beamte als Freiwilliger zum Kampf gegen Frankreich, der für ihn eine Neuauflage des antiken Konflikts der Germanen mit Rom bedeutete.

Explizit politisch waren insbesondere Eichendorffs „Zeitlieder“ aus den Jahren 1806 bis 1815: Hier erschien der Wald unter anderem als „Deutsch Panier, das rauschend wallt“ – mithin als symbolische Nationalfahne.⁰⁸ In einem weiteren Gedicht geriet die scheinbare Eintracht der Baumwelt zum erklärten Vorbild für die Menschenwelt, um innere Spaltungen zu überwölben und überwinden: „Gleichwie die Stämme in dem Wald/Woll'n wir zusammenhalten,/Ein' feste Burg, Trutz der Gewalt,/Verbleiben treu die alten.“⁰⁹ Die sich abzeichnende Niederlage Napoleons verstand Eichendorff dann als Wiedererringung nationaler wie natürlicher Souveränität: „Es löste Gott das lang verhaltne Brausen/ Der Ströme rings – und unser ist der Rhein!/Auf freien Bergen darf der Deutsche hausen/Und seine Wälder nennt er wieder sein.“¹⁰ Nach den gescheiterten Einheitsplänen von 1848 schließlich

erhob er die Heimat zum „Land der Eichen“, in dem dieses Sinnbild verwurzelter Tradition den nationalen Zusammenschluss vorwegnehmen sollte.¹¹

Ein wichtiges Symbol für Identität wie Kontinuität wurde die Baumnatur auch im Werk der bedeutenden Philologen Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859).¹² Während die beiden Mitbegründer der Germanistik ihr Berufsleben in Residenz- und Universitätsstädten wie Kassel und Berlin verbrachten, erschufen sie auf dem Papier einen umfänglichen Wald der Märchen und Metaphern. Besonders in der Zeit der französischen Besatzung sollte die intensive Arbeit an der germanisch-deutschen Überlieferung dazu dienen, der tagespolitischen Wirklichkeit deutlich glorreichere Vergangenheitsvorstellungen entgegenzusetzen.

So erschienen 1812/15 in zwei Bänden die von den Brüdern Grimm edierten „Kinder- und Hausmärchen“, deren Einleitung aus der Feder Wilhelms die „Wälder in ihrer Stille“ als Herkunftsregion des gesammelten Kulturgutes pries.¹³ Die siebente Auflage von 1857 als letzte zu Lebzeiten der Herausgeber bot in fast der Hälfte der 200 Stücke Märchenwälder, von denen viele durch teils erhebliche Textarbeit dichtere und dunklere Formen angenommen hatten.

Auch die wissenschaftlichen Veröffentlichungen wiesen zahlreiche Bezüge zur Baumwelt auf: Jacob verstand in seiner bald breit rezipierten „Deutschen Mythologie“ heilige Eichen und Haine als Orte eines ursprünglichen „altdeutschen waldcultus“.¹⁴ Andernorts nutzte er

01 Der Beitrag beruht auf der Monografie Johannes Zechner, *Der deutsche Wald. Eine Ideengeschichte zwischen Poesie und Ideologie 1800–1945*, Darmstadt 2016. Als Überblicksdarstellungen siehe auch Bernd Weyergraf (Hrsg.), *Waldungen. Die Deutschen und ihr Wald*, Berlin 1987; Albrecht Lehmann/Klaus Schriewer (Hrsg.), *Der Wald – Ein deutscher Mythos? Perspektiven eines Kulturthemas*, Berlin–Hamburg 2000; Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hrsg.), *Mythos Wald*, Münster 2009; Ursula Breyer/Bernd Ulrich (Hrsg.), *Unter Bäumen. Die Deutschen und der Wald*, Dresden 2011.

02 Publius Cornelius Tacitus, *Germania* (ca. 98), in: ders., *Agricola/Germania*, München–Zürich 1991, V, S. 83 bzw. XXXIX, S. 123. Zum Kontext vgl. Marcus Nenninger, *Die Römer und der Wald. Untersuchungen zum Umgang mit einem Naturraum am Beispiel der römischen Nordwestprovinzen*, Stuttgart 2001.

03 Publius Cornelius Tacitus, *Annales*, Düsseldorf 1982 (ca. 110–120), I 60, S. 87 bzw. II 88, S. 203. Zur Rezeption vgl. Klaus Kösters, *Mythos Arminius. Die Varusschlacht und ihre Folgen*, Münster 2009.

04 Siehe etwa Conrad Celtis, *De situ et moribus Germaniae additiones* (ca. 1500), in: Gernot Michael Müller, *Die „Germania generalis“ des Conrad Celtis*, Tübingen 2001, S. 101 ff.

05 Friedrich Gottlieb Klopstock, *Hermanns Schlacht* (1769), in: ders., *Hermann-Dramen*, Berlin–New York 2009, S. 30 bzw. S. 80. Zum Kontext vgl. Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.), *Hermanns Schlachten. Zur Literaturgeschichte eines nationalen Mythos*, Bielefeld 2008.

06 Vgl. auch Johannes Zechner, *From Poetry to Politics. The Romantic Roots of the „German Forest“*, in: William Beinart/Karen Middleton/Simon Pooley (Hrsg.), *Wild Things. Nature and the Social Imagination*, Cambridge 2013, S. 185–210.

07 Vgl. Klaus Lindemann, „Deutsch Panier, das rauschend wallt“. Der Wald in Eichendorffs patriotischen Gedichten im Kontext der Lyrik der Befreiungskriege, in: Hans-Georg Pott (Hrsg.), *Eichendorff und die Spätromantik*, Paderborn u. a. 1985, S. 91–130.

08 Joseph von Eichendorff, *Der Jäger Abschied* (wohl 1810), in: ders., *Gedichte, Erster Teil: Text*, Berlin–Boston 1993, S. 151.

09 Ders., *Der Tyroler Nachtwache* (1810), in: ebd., S. 148.

10 Ders., *An die Freunde* (1814), in: ders., *Gedichte, Zweiter Teil: Verstreute und nachgelassene Gedichte. Text*, Berlin–Boston 1997, S. 49.

11 Ders., *Libertas Klage* (1849), in: ebd., S. 4.

12 Vgl. Hisako Ono, *Waldsymbolik bei den Brüdern Grimm*, in: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 1–2/2007, S. 73–84.

13 Wilhelm Grimm, *Vorrede zu den „Kinder- und Hausmärchen“* (1812), in: ders., *Kleinere Schriften I*, Hildesheim u. a. 1992, S. 320.

14 Jacob Grimm, *Deutsche Mythologie I*, Göttingen 1844², S. XLIV.

mannigfache Sprachbilder des Organischen und Verwurzelten, wenn er das „Holz“ der Sage oder den „Baum“ der Sprache als durch die Jahrhunderte prägende Bestandteile der Volkskultur beschwor.¹⁵

Die Idee vom Wald als Garant der Tradition durchzieht ebenso die Schriften des einflussreichen Publizisten Ernst Moritz Arndt (1769–1860).¹⁶ Der hauptberufliche Geschichtspräsident an der Greifswalder und später Bonner Universität bezog Landschaftsumgebung und Volkscharakter eng aufeinander, etwa indem er dem nordisch imaginierten „Vaterlande grüner Eichen“ kategorisch Italien als südliches „Land der Citronen und der Banditen“ gegenüberstellte.¹⁷ Während der antifranzösischen „Befreiungskriege“ schuf er seine radikalnationalistischen Gedichte ein eingängiges Reimschema von Eichen und Leichen, für den Sieg forderte er das Pflanzen einer „deutschen Freiheitseiche“ als einzig angemessenes Erinnerungszeichen.¹⁸

Ausgesprochen wirkmächtig war Arndts 1815/16 veröffentlichte Artikelserie „Ein Wort über die Pflege und Erhaltung der Forsten und der Bauern“, die bereits in ihrem Titel zwei für ihn ähnlich naturnahe und potenziell stabilisierende Elemente verband. Er sah Waldgebiete gewissermaßen als nationalen Wurzelgrund, den es für den Erhalt des eigenen Volkes und zum Schutz vor gesellschaftlichen Veränderungen gegen Kahlschläge zu verteidigen gelte. Ferner verlangte er in detailreichen Ausführungen umfangreiche Aufforstungen und bemühte dafür unter anderem Argumente des Bodenschutzes, aber die Sorge um die Naturumgebung war

hier weit weniger relevant als die um das durchgängig verherrlichte nationale Kollektiv – denn seine wahre Befürchtung war, die Axt im Walde werde „häufig zu einer Axt, die an das ganze Volk gelegt wird“.¹⁹

Nach 1848 blieb der „deutsche Wald“ angesichts des fortbestehenden Partikularismus ein wichtiges Symbol kollektiver Zugehörigkeit, etwa für den eingangs zitierten Arndt-Schüler Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897). Sein mehrbändiges Hauptwerk „Naturgeschichte des Volkes“ erklärte die Baumwelt gegen den englischen Park und das französische Feld zur stereotypischen Nationalnatur: „Wir müssen den Wald erhalten, (...) damit Deutschland deutsch bleibe.“²⁰ Im Kontext der Reichsgründung 1870/71 kam es dann zur politisch motivierten Pflanzung von „Kaisereichen“ beziehungsweise „Sedaneichen“ sowie zur Veröffentlichung zahlreicher patriotischer Eichengedichte.²¹

Mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg und dem Ende des Kaiserreiches geriet der „deutsche Wald“ für das radikalnationalistische Spektrum noch verstärkt zum Inbegriff organischer verstandener Identität. Außerordentlich aktiv war dabei der 1923 gegründete Deutscher Wald e. V. – Bund zur Wehr und Weihe des Waldes, dem es aber weniger um die Bäume selbst als um die Bedürfnisse der Menschen ging: „Kommt, Deutsche, in den Wald hinein und lasst uns alle, alle einig sein!“²² Klar definiert wurden auch die vermuteten Feinde von Wald und Volk zugleich, vor allem das französische „Schlächtergesindel“ und der jüdische „Wüstensprößling“.²³ Damit zeigte das Denkmuster „deutscher Wald“ bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme explizit rassistische und antisemitische Tendenzen.

15 Ders., Gedanken wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten (1808), in: ders., Kleinere Schriften I, Hildesheim u. a. 1991, S. 402; ders., Über die wechselseitigen Beziehungen und die Verbindung der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften (1846), in: ders., Kleinere Schriften VII, Hildesheim u. a. 1991, S. 557.

16 Vgl. Caroline Delph, Nature and Nationalism in the Writings of Ernst Moritz Arndt, in: Catrin Gersdorf/Sylvia Mayer (Hrsg.), Nature in Literary and Cultural Studies. Transatlantic Conversations on Ecocriticism, Amsterdam–New York 2006, S. 331–354.

17 Ernst Moritz Arndt, Scharnhorst der Ehrenbote (1813), in: ders., Gedichte, Berlin 1860, S. 253; ders., Reisen durch einen Theil Teutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799 I, Leipzig 1801, S. 66.

18 Ders., Gesang zu singen bei Pflanzung einer deutschen Freiheitseiche (1814), in: ders. 1860 (Anm. 17), S. 291.

19 Ders., Ein Wort über die Pflege und Erhaltung der Forsten und der Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung I, in: Der Wächter. Eine Zeitschrift in Zwanglosen Heften 3–4/1815, S. 375.

20 Wilhelm Heinrich Riehl, Land und Leute, Stuttgart–Tübingen 1854, S. 32.

21 Siehe etwa Ernst Wachsmann (Hrsg.), Sammlung der Deutschen Kriegs- und Volkslieder, Berlin 1870, S. 13, S. 70, S. 87, S. 149, S. 154, S. 269, S. 297 und S. 310; Emanuel Geibel, Heldensrufe. Aeltere und neuere Zeitgedichte, Stuttgart 1871, S. 97, S. 146 und S. 168.

22 O.A., Sinnspruch, in: Deutscher Wald 20/1926, S. 1.

23 August Meier-Böke, Wald und Wehrwolf, Hamburg 1924, S. 6; ders., Deutscher Wald und deutscher Friedhof, Hamburg 1925, S. 8.

NATIONALSOZIALISTISCHE WALDANSCHAUUNGEN

In den Jahren der NS-Herrschaft von 1933 bis 1945 erreichte die politische Inanspruchnahme der Baumwelt ihren Kulminationspunkt, als das entsprechende Denkmuster unter anderem die Ideologien von „Lebensraum“ und „Volksgemeinschaft“ legitimieren sollte. Dabei bezog sich die nationalsozialistische Propaganda so durchgängig wie selektiv auf ältere Waldbilder, ohne jedoch im eigentlichen Sinne Neues hinzuzufügen. Somit konnte der „deutsche Wald“ zur Projektionsfläche für eine Vielzahl modernitätskritischer, nationalistischer, rassistischer und biologistischer Vorstellungen werden: als Gegenbild zu Fortschritt und Großstadt, als germanischer Ursprung und deutsche Heimat, als heidnisches Heiligtum und rassistischer Kraftquell sowie als Vorbild sozialer Ordnung und Erzieher zur Gemeinschaft.²⁴

Schon früh erkannte die NSDAP das agitatorische und propagandistische Potenzial der Waldimaginationen. Der Reichsforstmeister, Reichsjägermeister und Oberste Beauftragte für den Naturschutz Hermann Göring (1893–1946) verstand den Nationalsozialismus in seiner Rede „Ewiger Wald – Ewiges Volk“ als neuen „weltanschaulichen Unterbau“ des Forstwesens.²⁵ Auch behauptete er einen äußerst engen Bezug des deutschen Volkes zum Wald, bezeichnenderweise mit dem antisemitischen Gegenbild der vermeintlich baumfernen Juden: „Wenn wir durch den Wald gehen, sehen wir Gottes herrliche Schöpfung, erfüllt uns der Wald mit (...) einer ungeheuren Freude an Gottes herrlicher Natur. Das unterscheidet uns von jenem Volke, das sich auserwählt dünkt und das, wenn es durch den Wald schreitet, nur den Festmeter berechnen kann.“²⁶

Ein solches Denken war dann ideologische Grundlage für das Projekt „Wiederbewaldung des Ostens“: Als Bestandteil der nationalsozialistischen Besatzungspolitik sollten in den „eingegliederten Ostgebieten“ Danzig-Westpreußen und Wartheland ungefähr eine Million Hektar Wald

aufgeforstet werden, um den im „Altreich“ ermittelten Bewaldungsgrad von etwa 30 Prozent zu erreichen.²⁷ Diese Landschaftsgestaltung „deutscher Art gemäß“ sahen die Planer als eine unerlässliche Grundlage für die geplante Besiedlung, denn „nie wird sich deutsches und nordisches Blut in öden, baumlosen Kultursteppen halten können“.²⁸ Leitendes Prinzip war damit statt wertneutraler Forstwirtschaft eine ethnisch motivierte Vorstellung von Landschaftsgestaltung, die die Deportations- und Vernichtungspolitik des NS-Regimes zusätzlich legitimieren sollte.

Als elementare Bedingung dafür galt die vorherige Zwangsumsiedlung dort lebender Bevölkerungsgruppen in das besetzte „Generalgouvernement“ beziehungsweise in Ghettos und Konzentrationslager. Diese Deportationen begründeten die Planer mit einer angeblich planmäßigen Waldzerstörung durch „Menschen, die nicht unseres Geistes und Blutes sind“.²⁹ Rassistisch geprägt war die diesbezügliche Agitation gegen eine „Großwaldschlächtere (...) besonders von jüdischen Holzfirmen“;³⁰ daneben wurde auch den slawischen Polen jeglicher positive Bezug zum Wald abgesprochen. Lobende Erwähnung fanden Zeiten deutscher Herrschaft mit umfangreichen Aufforstungen, beispielsweise im Mittelalter unter dem Deutschritter-Orden oder nach der ersten Teilung Polens 1772 unter Friedrich dem Großen.

Ein zweiter wichtiger Propagandist der nationalsozialistischen Waldanschauung war Alfred Rosenberg (1893–1946), Chefredakteur der Parteizeitung „Völkischer Beobachter“. Im Zentrum seiner Weltsicht stand ein konstruierter Konflikt zwischen „Ariern“ und „überstaatlichen Mächten“ wie Judentum und Bolschewismus. Spätestens mit dem Erscheinen des „Mythus des 20. Jahrhunderts“ 1930 nahm er für

24 Vgl. auch Johannes Zechner, „Ewiger Wald und ewiges Volk“. Die Ideologisierung des deutschen Waldes im Nationalsozialismus, Freising 2006.

25 Hermann Göring, Ewiger Wald – Ewiges Volk (1936), in: Erich Gritzbach (Hrsg.), Hermann Göring. Reden und Aufsätze, München 1938, S. 250.

26 Zit. nach Erich Gritzbach, Hermann Göring. Werk und Mensch, München 1938, S. 111.

27 Vgl. zum Projektkontext Michael A. Hartenstein, „Neue Dorflandschaften“. Nationalsozialistische Landschaftsplanung in den „eingegliederten Ostgebieten“ 1939–1944, Berlin 1998.

28 Friedrich Alpers, Ehrendienst der Forstbeamten im Osten, in: Reichsstiftung für deutsche Ostforschung (Hrsg.), Wiederbewaldung des Ostens, Berlin 1943, S. 8; Heinrich Friedrich Wiepking-Jürgensmann, Das Grün im Dorf und in der Feldmark, in: Bauen – Siedeln – Wohnen. Offizielles Organ der Deutschen Arbeitsfront für Wohnungs- und Siedlungsbau 13/1940, S. 42.

29 Ders., Deutsche Landschaft als deutsche Ostaufgabe, in: Neues Bauerntum. Fachwissenschaftliche Zeitschrift für das ländliche Siedlungswesen 4–5/1940, S. 134.

30 Herbert Hesmer, Der Wald im Weichsel- und Wartheraum, Hannover 1941, S. 25.

sich in Anspruch, das maßgebliche theoretische Werk der NS-Bewegung vorgelegt zu haben. Dort rechnete Rosenberg das Judentum unter die nomadischen „Wüstenvölker“, denen die Fähigkeit zur Verwurzelung wie zum Staatsaufbau abgehe; in der revolutionären sowjetischen Gesellschaftsordnung sah er einem ähnlichen landschaftsbasierten Nationalstereotyp folgend den politischen Ausdruck für das „Chaos der russischen Steppe“.³¹

Zentral in Rosenbergs Bemühungen um die Umsetzung seiner weltanschaulichen Positionen agierte die NS-Kulturgemeinde, deren 1936 veröffentlichter Film „Ewiger Wald“ als ihre aufwändigste Produktion gilt.³² Die Botschaft dieser nationalsozialistischen Reinszenierung germanisch-deutscher Geschichte lautete: Waldvernichtung meint auch Volksvernichtung, Wiederaufzucht bedeutet kollektive Wiedergeburt. Zu Beginn widmete sich der Film heidnischen Ritualen wie Baumsargbestattung oder Questenbaumfest und der „Hermannsschlacht“, verstanden als Kampf zur Verteidigung der „heiligen Haine“ gegen Rom. Am Ende der waldanschaulichen Zeitreise diffamierte „Ewiger Wald“ das demokratische System der Weimarer Republik: „Verrottet, verkommen, von fremder Rasse durchsetzt. Wie trägt du Volk, wie trägt du Wald die undenkbar Last?“³³ Die Machtübernahme 1933 sollte dem unter dem Motto „Schlagt aus, was rassefremd und krank!“ ein Ende machen, illustriert von bewegten Bildern eines Hakenkreuzgeschmückten Maibaumes und der uniformierten „Volksgemeinschaft“.³⁴

Daneben kontrastierte die Begleitpropaganda in antisemitischer Manier seit Urzeiten waldverwurzelte Deutsche mit baum- wie volksfeindlichen Kollektiven „auf ewiger Wanderschaft“.³⁵ Weitergehend wurde die natürliche Ordnung so-

gar zum Vorbild für den gesellschaftlichen Aufbau erklärt, denn wer gemäß „den Gesetzen des Waldes lebt, wird am Wesen des Waldes genesen und ewig sein“.³⁶

Ein solches organisches Politikverständnis postulierten auch Veröffentlichungen jenseits des Wirkungsbereichs von Rosenbergs NS-Kulturgemeinde. So beschrieb ein Buch mit dem programmatischen Titel „Der Wald als Erzieher“ den Mischwald als Idealstaat, der hierarchisch gegliedert und dem höheren Zweck der Erhaltung des Ganzen verpflichtet sei.³⁷ Das Lehrerhandbuch „So lebt die Waldgemeinschaft“ betonte denn auch ausdrücklich, deren Studium führe zum „Verständnis der Grundlehren eines völkisch und rassisch bewußten Staates, wie es der nationalsozialistische ist“.³⁸ Nach 1945 sollten einige der inzwischen etablierten Denkbilder noch ideelle Spuren in bundesrepublikanischen Zusammenhängen hinterlassen.

NACHHALTIGKEIT DEUTSCHEN WALDDENKENS?

Während der ersten Nachkriegsjahrzehnte half der „deutsche Wald“ als vorgeblich unpolitisch-romantisches Idyll, zuerst vor der Niederlage und später vor der Teilung eine Zuflucht im Schatten der Bäume zu suchen. Weil Vergangenheitsbewältigungen überwiegend ausblieben, konnten dadurch insbesondere weniger belastete weltanschauliche Motive über den politischen Systemwechsel hinaus fortwirken. Sie finden sich beispielsweise in frühen Publikationen der ansonsten sehr verdienstvollen Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, deren Gründung 1947 primär als Reaktion auf „Reparationshiebe“ der Alliierten erfolgte – und nicht als Kritik an den vorhergehenden Waldzerstörungen durch die nationalsozialistische Autarkie- und Kriegspolitik.³⁹

31 Alfred Rosenberg, *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit*, München 1933⁵, S. 213 bzw. S. 112.

32 Vgl. zu diesem Film Thomas Meder, *Die Deutschen als Wald-Volk. Der Kulturfilm „Ewiger Wald“*, in: Guili Liebman Parrinello (Hrsg.), *Il bosco nella cultura europea tra realtà e immaginario*, Rom 2002, S. 105–129. Als Inspiration für den Filmtitel vgl. Raoul Heinrich Francé, *Ewiger Wald. Ein Buch für Wanderer*, Leipzig 1922.

33 Zit. nach dem Textprotokoll in Zechner (Anm. 24), S. 91.

34 Ebd.

35 Carl Maria Holzapfel, *Männer im Kampf um Gemeinschaft*, in: *Kunst und Volk. Amtliches Organ der NS-Kulturgemeinde* 6/1936, S. 203.

36 Ders., *Wald und Volk. Leitgedanken der Filmdichtung „Ewiger Wald“*, in: *Licht-Bild-Bühne*, 8. 6. 1936, S. 3.

37 Siehe dafür Franz von Mammen, *Der Wald als Erzieher. Eine volkswirtschaftlich-ethische Parallele zwischen Baum und Mensch und zwischen Wald und Volk*, Dresden–Leipzig 1934.

38 Konrad Guenther, Geleitwort, in: Hugo Keller, *So lebt die Waldgemeinschaft I: Biologische Gemeinschaftskunde*, Leipzig 1936, S. VI.

39 Vgl. zur Schutzgemeinschaft ausführlicher Astrid Mignon Kirchof, *Gründung und Entwicklung der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald*, in: Breymayer/Ulrich (Anm. 1), S. 251–255.

Zu Kronzeugen ihrer Werbung für mehr „Waldgesinnung“ erklärte die Schutzgemeinschaft deutsche Walddenker und Walddichter des 19. Jahrhunderts wie Joseph von Eichendorff, die Brüder Grimm, Ernst Moritz Arndt und Wilhelm Heinrich Riehl. Auch zeigte sich ein Weiterleben der Vorstellung einer besonderen Beziehung zwischen Volk und Wald, wenn etwa in der Einleitung der 1949 erschienenen Anthologie „Uns ruft der Wald“ behauptet wurde: „Wir Deutschen sind von alters her ein Waldvolk gewesen und in unserem innersten Wesen bis heute geblieben.“⁴⁰ Einzelne Veröffentlichungen wiesen solche Bezüge noch bis in die 1960er Jahre hinein auf, bevor mit dem Aufkommen der neuen politischen Umweltschutzbewegung auch althergebrachte Naturbilder vermehrt hinterfragt wurden.

Stark auf die romantischen Waldbilder von Gedichten und Märchen bezogen sich noch die bundesrepublikanischen Veröffentlichungen zum „Waldsterben“ in den 1980er Jahren.⁴¹ Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung waren die damals zu verzeichnenden Schäden partiell gravierend, standen aber in keinem Verhältnis zu den emotionalen Appellen in Medien und Öffentlichkeit. Dabei unterschied sich die große Konsenskoalition über parteipolitische Grenzen hinweg deutlich vom Lagebild in der nahezu zeitgleichen Atomkraftdebatte, die rund um die geplanten Nuklearanlagen in Gorleben und Wackersdorf verhärtete Frontbildungen und gewaltsame Eskalationen hervorbrachte. Schon damalige Protagonisten beschworen ein spezifisch deutsches Waldverhältnis, um die politischen Reaktionen entweder als vorbildlich zu loben oder als ungenügend zu kritisieren.⁴²

40 O.A., *Uns ruft der Wald*, in: Schutzgemeinschaft Deutscher Wald (Hrsg.), *Uns ruft der Wald. Ein Buch deutscher Dichter und Waldfreunde*, Rheinhausen 1949, S. 7. Siehe ähnlich etwa auch o.A., *Die Deutschen lieben ihre Wälder wie ihre Kinder*, in: *Unser Wald* 6/1957, S. 151; Heinz-Gerhard Becke, *Die Bedeutung des Waldes für unser Volk*, Wiesbaden 1963.

41 Vgl. als Sammelband Roderich von Detten (Hrsg.), *Das Waldsterben. Rückblick auf einen Ausnahmezustand*, München 2013. Zu den entsprechenden Debatten ausführlicher Birgit Metzger, *„Erst stirbt der Wald, dann du!“*. *Das Waldsterben als westdeutsches Politikum 1978–1986*, Frankfurt/M. 2015.

42 Siehe dafür Helmut Kohl, *Schutz von Natur und Umwelt als Aufgabe von nationalem Rang*, in: *Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung* 146/1984, S. 1281–1286; Carl Amery, *Das Zeichen an der Wand*, in: *Arbeitskreis Chemische Industrie/Katalyse Umweltgruppe Köln (Hrsg.), Das Waldsterben. Ursachen – Folgen – Gegenmaßnahmen*, Köln 1983, S. 11 ff.

Bilanzierend betrachtet haben drastisch visualisierte Voraussagen einer fast vollständigen Entwaldung dazu beigetragen, wirksame Umweltschutzmaßnahmen schneller als sonst üblich durchzusetzen. Die schwarz-gelbe Bundesregierung unter Helmut Kohl beschloss umfassende Reduktionsmaßnahmen für Industrie und Verkehr, die Forstwissenschaft profitierte von einem enormen Mittelzuwachs für Forschungsprojekte – darunter die jährlichen „Waldschadensberichte“, die später semantisch zu „Waldzustandsberichten“ optimiert wurden. Kontrastierend zu damaligen Schreckensvisionen eines baumlosen Deutschland ist inzwischen ein Bewaldungsgrad von fast einem Drittel zu vermelden, wobei Hessen und Rheinland-Pfalz mit je 42 Prozent die Spitzenreiter sind und Schleswig-Holstein mit lediglich elf Prozent das Schlusslicht ist.⁴³

Indes ist schon seit den 1970er Jahren ein zunehmender mentaler wie tatsächlicher Abstand zum Wald zu beobachten, vor allem unter Jüngeren und Stadtbewohnern.⁴⁴ So gehen aktuell laut einer 2010 veröffentlichten Studie mehr als die Hälfte der Deutschen selten oder nie und nur etwa ein Viertel regelmäßig in den Wald, der dann meist zum Naturerleben, Spazieren oder Wandern dient. Nur ein Teil der Bevölkerung versteht die Baumwelt weiterhin als kulturell prägend und traditionsbildend, während Aspekte des oft sportlichen Freizeitgenusses überwiegen. Außerhalb des extrem rechten politischen Spektrums keine Rolle mehr spielen hingegen explizit identitätsstiftende Bezüge, wie sie während der romantischen und der nationalsozialistischen Zeit wichtige Poeten, Philologen, Publizisten und Propagandisten vertreten hatten.⁴⁵

43 Siehe zu den genauen Zahlen Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (Hrsg.), *Der Wald in Deutschland. Ausgewählte Ergebnisse der dritten Bundeswaldinventur*, Berlin 2016².

44 Vgl. dazu ausführlicher Annette Braun, *Wahrnehmung von Wald und Natur*, Opladen 2000; Carsten Wippermann/Katja Wippermann, *Mensch und Wald. Einstellungen der Deutschen zum Wald und zur nachhaltigen Waldwirtschaft*, Bielefeld 2010; Klaus Schriewer, *Natur und Bewusstsein. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Waldes in Deutschland*, Münster 2015.

45 Siehe als solche Stimmen etwa Werner H. F. Kellermann-Tospel (Hrsg.), *Baum und Wald. Die grünen Wurzeln unseres Volkes*, Essen 1992; Henning Eichberg, *„Baumzeit – ja danke“*. *Grüner Protest und grünes Leben*, in: *wir selbst* 1–2/2000, S. 7–18.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Ideengeschichtlich erscheint der „deutsche Wald“ als ein wesentlich von der Romantik um 1800 begründetes Denkmuster, das sich bis 1945 zunehmend radikalisierte und danach einer entgegengesetzten Tendenz unterlag. Es erlaubte interessengeleitete Bezugnahmen und Adaptionen, die aber meist ohne viel Rücksicht auf die ursprünglichen historischen Kontexte erfolgten. Derartige Zuschreibungen liegen jedoch nicht in der Waldnatur selbst begründet: Bäume mögen zwar Vorlieben in puncto Boden- und Klimabedingungen haben, sie vertreten aber weder politische Meinungen noch äußern sie nationale Präferenzen.

Der vorgestellte „deutsche Wald“ wies allerdings immer weniger Bezug zu dem auf breiter Fläche wachsenden monokulturellen Realwald auf. Schon während der Entstehung des waldrömantischen Denkens zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich die imaginierte Laubwaldwildnis im Kontrast zur forstlichen Entwicklung befunden, in der ökonomische Effizienz und statistische Erfassbarkeit der Nadelholzpflanzungen vorherrschten. Indem dieser Widerspruch noch an Schärfe gewann, kam dem Denkbild eines deutschen „Waldvolkes“ – und bezeichnenderweise nicht „Forstvolkes“ – eine immer stärker nostalgische Kompensationsfunktion zu.

Damit schien das Wunschbild des „deutschen Waldes“ gleichsam außerhalb der Geschichte gestellt, um gegen die tatsächliche historische Dynamik eine statische Harmonie bewahren zu können. Gleichwohl lassen sich die Entwicklungsphasen deutschen Walddenkens, deren Höhepunkte in Kriegs- und Krisenzeiten fielen, mit den breiteren nationalpolitischen Tendenzen korrelieren. Die weitgehende Realitätsenthobenheit des Denkmusters erlaubte dabei sowohl die poetische Beschwörung romantischer Sehnsuchtslandschaft als auch die politische Rechtfertigung der NS-Herrschaftspraxis.

Ungeachtet seines imaginierten Charakters konnte dem Naturideal des „deutschen Waldes“ historische Relevanz zukommen, sobald einflussreiche Akteure es als Projektionsfläche für gesellschaftliche oder politische Ziele gebrauchten. Im Zeitverlauf traten an die Stelle patriotischer Waldemphase rassistische und antisemitische Denkmuster, die einen unaufhebbaren Gegensatz zwischen deutschem „Waldvolk“ und jüdischem

„Wüstenvolk“ beziehungsweise slawischem „Steppenvolk“ postulierten. Ferner geriet die Baumwelt gemäß der sozialdarwinistischen Parole vom „Wald als Erzieher“ zum vermeintlichen Vorbild für die Gesellschaftsordnung.

Nach 1945 wurde die Weltanschauungsnatur des „deutschen Waldes“ als explizites Nationalsymbol zunehmend irrelevant. An die Stelle der über Generationen vollzogenen Denkarbeit am politischen Waldideal traten die Freizeitgestaltung in oder die Naturerhaltung zugunsten der Baumwelt. Mittlerweile soll der Gedanke der Verwurzelung nicht mehr eine Widerstandsfähigkeit gegen behauptete Feindvölker stärken, sondern gegen reelle Sturmgefahren infolge des Klimawandels schützen. Erneute waldanschauliche Aufladungen könnte ein demokratisch-rational reflektierter Naturbezug verhindern, der vergangene Entwicklungen wie die beschriebenen kritisch hinterfragt.

JOHANNES ZECHNER

ist promovierter Historiker und Lehrbeauftragter am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin.

johannes.zechner@gmx.de



Caspar David Friedrich, Chasseur im Walde, © picture-alliance/akg.

KLEINE MITTELEUROPÄISCHE WALD- UND FORSTGESCHICHTE

Hansjörg Küster

Die Vereinten Nationen definieren eine Fläche ab einem halben Hektar als Wald, wenn sie zu mindestens zehn Prozent von Bäumen bestanden ist, die in winterkalten Gebieten mindestens drei, in Gebieten mit gemäßigttem Klima mindestens sieben Meter hoch wachsen. Bereits in einem solchen sehr lichten Wald bilden sich Ansätze eines Waldbinnenklimas heraus, das von ausgeglicheneren Temperaturen, geringerer Lichtintensität und höherer Luftfeuchtigkeit geprägt ist als das Offenland.⁰¹ Ein solcher Gehölzbestand gilt als Forst, sobald eine Instanz diesen Wald und seine Nutzung plant und verändert. Forstliche Ziele können optimale Holzserträge, aber auch eine Verwilderung des Waldgebietes sein. Ein entsprechendes Ziel muss für einen Forst, nicht aber unbedingt für einen Wald definiert sein.

Den schriftlichen Quellen, auf die sich eine Erforschung der Wald- und Forstgeschichte in Mitteleuropa stützt, liegt nicht immer ein Verständnis von Wald zugrunde, das mit dem heutigen vergleichbar ist. Einige Merkmale eines Waldes bestehen von Natur aus, andere ergeben sich aus einer früheren oder gegenwärtigen Nutzung, und im Laufe der Zeit verändern sich die damit zusammenhängenden Vorstellungen und Interpretationen. Heute sind in einem Wald viel mehr Charakteristika durch menschliche Nutzung bestimmt als gemeinhin angenommen. Darauf soll in diesem Beitrag näher eingegangen werden.⁰²

NATÜRLICHE WALDENTWICKLUNG

Schon vor einigen hundert Millionen Jahren gab es Wälder auf der Erde. So entstanden zum Beispiel vor mehr als 300 Millionen Jahren die Steinkohlewälder des Karbonzeitalters, in denen gewaltige Mengen an organischer Substanz produziert wurden: Baumstämme fielen nach ihrem Absterben in Sümpfe und kamen unter Sauerstoffabschluss. Dort blieb das Holz erhalten und

entwickelte sich über die Jahrtausende zu Steinkohle. Je mehr Kohlenstoff auf diese Weise an der Erdoberfläche gespeichert wurde, desto sauerstoffreicher wurde die Atmosphäre. Denn sowohl der Kohlenstoff als auch der Sauerstoff stammen aus dem Kohlenstoffdioxid, das Pflanzen im Zuge der Fotosynthese zerlegen.

Seit dem 19. Jahrhundert sind immer wieder Lebensbilder von Wäldern aus erdgeschichtlich frühen Epochen gezeichnet worden, die den Eindruck vermitteln, als seien diese Wälder stabil gewesen. Es war aber charakteristisch für sie, dass sie sich unentwegt wandelten. Wälder waren nie völlig statische Ökosysteme, und zu keinem Zeitpunkt bestanden dort natürliche oder ökologische Gleichgewichte. Denn in den Ökosystemen verlief die Evolution der Organismen, die immer wieder neue Formen von Leben hervorbrachte. Hinzu kamen Klimaschwankungen, die sich ebenfalls auf die Wälder auswirkten. Im Laufe des Tertiärs, der erdgeschichtlichen Epoche vor dem Eiszeitalter, nahmen die Temperaturen in Mitteleuropa allmählich ab. Damals waren die dortigen Wälder erheblich artenreicher als heute und ähnelten denen anderer gemäßigter Zonen auf der Erde, etwa in Nordamerika und Ostasien.

Im Quartär, dem Eiszeitalter, kam es immer wieder zu erheblichen Klimaschwankungen. In mehreren Kaltphasen, den sogenannten Glazialen oder Eiszeiten, sanken die Jahresmitteltemperaturen um etwa zehn Grad, und alle Bäume im Gebiet nördlich der Alpen starben ab. Zurück blieb ein waldfreies Grasland, das manche Charakteristika einer Tundra, andere einer Steppe aufwies. Ein großer Teil des Wassers auf der Erde war im Eis festgelegt, das sich in Form riesiger Gletscher über weite Gebiete des Planeten erstreckte, sodass das Klima nicht nur erheblich kälter, sondern auch trockener wurde. Mitteleuropäische Baumarten gediehen in diesen Phasen nur noch südlich der Alpen in sogenannten Eiszeitrefugien am Mittelmeer. Diese waren jedoch so klein, dass nur

wenige Bäume dort wachsen konnten. Mit der genetischen Vielfalt nahm die Anpassungsfähigkeit an veränderte Umweltbedingungen ab. Während manche Baumarten wie die Buche oder die Eibe davon weniger betroffen waren und sich in den Warmphasen wieder ausbreiten konnten, starben viele Baumarten wie der Tulpenbaum, die Flügelnuss, der Mammutbaum und die Esskastanie aus und verschwanden aus der europäischen Flora.

WÄLDER UND DIE JÄGER DER FRÜHEN NACHEISZEIT

Auch in der letzten Eiszeit, die man in Norddeutschland Weichseiszeit, im Süden Würmeiszeit nennt, gab es keine Wälder in Mitteleuropa. Vor etwa 20 000 Jahren hatte das Eis seine maximale Ausdehnung erreicht, vor rund 18 000 Jahren begannen die Temperaturen wieder zu steigen und das Eis abzuschmelzen. Einige Jahrtausende später breiteten sich wieder erste Wälder in Mitteleuropa aus, in denen sich zunächst Birken und Kiefern häuften. Doch anders als nach den vorangegangenen Kaltphasen verlief die Waldentwicklung in Mitteleuropa dieses Mal unter neuen Vorzeichen. Denn auch hier lebten nun Menschen, die sich vor allem von der Jagd auf Rentiere, Wildpferde und andere große Tiere ernährten. In manchen Jahreszeiten ergänzten sie ihren Speisezettel durch das Sammeln von Pflanzen und Pilzen.

Dass der Mensch durch die Jagd auf große Pflanzenfresser die Ausbreitung von Wald nach der letzten Eiszeit begünstigt hätte, ist immer wieder vermutet worden. Allerdings werden durch eine große Zahl an Huftieren mit ihren tief eingedrückten Hufspuren auch Plätze geschaffen, an denen sich Samen sammeln und später keimen können. Insgesamt wird der Einfluss von Tieren, Jägern und Jagd auf die Ausbreitung von Wald begrenzt gewesen sein, denn in den vorangegangenen Warmphasen, in denen es noch keine Jäger gegeben hatte, war sie zunächst sehr ähnlich verlaufen.

Die Ausbreitung von Bäumen hatte allerdings Folgen für die Menschen. Denn die Tiere, auf die sie Jagd gemacht hatten, wanderten nach Nor-

den und Osten ab, als sich der Wald schloss. In einem dichten mitteleuropäischen Wald gibt es nur wenige Tiere zum Jagen und nicht das ganze Jahr über Pflanzen und Pilze zum Sammeln. Nur in der Nähe von Gewässern konnten Menschen dauerhaft überleben; sie fingen Fisch und erlegten Vögel. Die Jagdkultur änderte sich und mit ihr das verwendete Gerät. Die Ausbreitung von Wald nach der letzten Eiszeit und der Kulturwandel von der Altsteinzeit (Paläolithikum) zur Mittleren Steinzeit (Mesolithikum) fanden zur gleichen Zeit statt und sind in einem Zusammenhang zu sehen.

Die Waldentwicklung verlief dann bald anders als in vorangegangenen Nacheiszeiten: Vor knapp 10 000 Jahren wurden Haselbüsche in den mitteleuropäischen Wäldern häufig. Ihr Wachstum konnte zwar auch durch eine weitere Klimaverbesserung begünstigt worden sein, aber anders als bei Birken und Kiefern, deren Früchte vom Wind verweht werden, müssen die schweren Haselnüsse von Tieren oder Menschen verbreitet und in den Boden gedrückt werden, damit Haselbüsche wachsen können. Weil sich offenbar in kurzer Zeit im gesamten Gebiet zwischen den Alpen und weiten Teilen Skandinaviens Haselbüsche stark vermehrten, wird vermutet, dass Menschen die Nüsse verbreiteten, denn Haselnüsse sind nahrhaft und gut aufzubewahren.

Mitteleuropa wurde zum Laubwaldland. Im feuchten Klima der gemäßigten Zonen können Laubbäume aufgrund der ihnen eigenen Art des Wassertransports in den Stämmen schneller wachsen als Nadelbäume. Die Wasserleitbahnen der Nadelbäume haben alle ungefähr den gleichen (geringen) Durchmesser. Bei Laubbäumen gibt es zusätzliche deutlich größere Wasserleitbahnen, in denen mehr Wasser in die Baumwipfel geleitet wird, sodass besonders viel Fotosynthese betrieben werden kann. Daher konnten sich Eichen, Linden, Ulmen und Eschen leicht gegenüber den Kiefern durchsetzen.

In einigen Gebirgen, in denen die klimatischen Bedingungen weniger günstig waren, breiteten sich eher Nadelbäume aus, die Tanne vor allem in den Vogesen, im Schwarzwald, auf der südwestlichen Schwäbischen Alb und in den Alpen, später kamen auch einzelne Tannen in den Bayerischen Wald und in einige nordbayerische Mittelgebirge. In den östlichen Gebirgen breiteten sich mehr Fichten aus, in den Ostalpen, im Bayerischen Wald, in den nordbayerischen Mit-

01 Vgl. Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, Was ist Wald?, o.D., www.sdww.de/waldwissen/okosystem-wald/was-ist-wald/index.html.

02 Für detailliertere Ausführungen und weiterführende Literaturangaben vgl. im Folgenden Hansjörg Küster, Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, München 2008.

telgebirgen, von denen eines bezeichnenderweise „Fichtelgebirge“ heißt, im Thüringer Wald, im Erz- und Elbsandsteingebirge, schließlich im Harz. In der Rhön und weiter westlich gelegenen Mittelgebirgen kam es dagegen zu keiner natürlichen Ausbreitung von Fichten.

ERSTE ACKERBAUERN, ERSTE WALDRODUNGEN

Vor etwas mehr als 7000 Jahren begann mit der Landwirtschaft, mit Ackerbau und Viehhaltung die Etablierung einer neuen Lebensweise in Mitteleuropa, die sich zuvor im Südwesten Asiens entwickelt hatte. Felder zum Anbau von Getreide und anderen Kulturpflanzen konnte es nur dort geben, wo zuvor der Wald beseitigt worden war. Die Menschen rodeten vor allem Eichen und andere Laubbäume, denn das haltbare Eichenholz eignete sich gut zum Bau von Häusern, und bauten auf dem so geschaffenen offenen Land Einkorn, Emmer, Gerste, Erbsen, Lein und andere Kulturpflanzen an. Rinder, Schafe und Ziegen wurden zum Weiden in die Wälder getrieben.

Allerdings gaben die Menschen häufig schon nach wenigen Jahrzehnten ihre Siedlungen wieder auf. Vielleicht ließen die Erträge auf den Feldern nach, wahrscheinlicher ist aber der Mangel an Holz als Grund für dieses Vorgehen. Auf dem verlassenen Gebiet der Siedlung und der zu ihr gehörenden Nutzflächen konnte sich erneut Wald ausbreiten. Zuerst überwucherte Gebüsch die Brachflächen, und die ersten Bäume, die in die Höhe wuchsen, waren die üblichen Pioniere neuen Waldes: Birken und Kiefern. Auch Eichen und andere Laubbäume wuchsen mit der Zeit wieder in die Höhe.

Dadurch, dass nicht überall stets geschlossene Wälder bestanden, sondern Wald auf Freiflächen neu entstand, wurde die Ausbreitung von weiteren Bäumen erleichtert. So kam in Mitteleuropa im Laufe der Jahrtausende, in denen stets neue Siedlungen gegründet und andere verlassen wurden, an immer mehr Orten auch die Buche auf. Auch die Ausbreitung der Hainbuche im Osten Mitteleuropas lässt sich darauf zurückführen; in den Westalpen und in weiten Teilen Skandinaviens breitete sich die Fichte aus.

Es zeigt sich also, dass die Interaktion zwischen Mensch und Wald die Waldgeschichte schon sehr früh und tief greifend beeinflusste. Die Prägung durch den Menschen scheint sogar

stärker gewesen zu sein als die Auswirkungen von Klimaschwankungen. Denn Letztere hätten überall zur gleichen Zeit zu einer Veränderung der Wälder führen müssen. Die Ausbreitung der Buche aber nahm Jahrtausende in Anspruch, in denen es mal etwas wärmer, mal etwas kühler war. Die Waldveränderung hing also vor allem von der Inbesitznahme und Aufgabe von Flächen durch den Menschen ab.

Als im ersten Jahrtausend vor Christus mit der Eisenzeit immer mehr Holz benötigt wurde, um Erz zu schmelzen, stellte sich in vielen Gegenden eine dauerhafte Nutzung von Wäldern ein. Dies benachteiligte die Buche, die nicht so häufig wie etwa die Hainbuche, die Eiche, die Linde oder die Esche aus Baumstümpfen neu austreiben kann, sodass in ständig genutzten Wäldern Eichen und Hainbuchen zu den vorherrschenden Arten wurden.

BESTÄNDIGE SIEDLUNGEN, BESTÄNDIGE WALDNUTZUNG

Mit den Römern kam eine neue Lebensweise nach Mitteleuropa. Siedlungen und ihre Wirtschaftsflächen wurden in aller Regel nicht mehr verlagert und blieben nun dauerhaft bestehen. Wenn es an Korn, Holz oder anderen überlebenswichtigen Gütern mangelte, mussten Waren über ein Handelsnetz geliefert werden.

Gegenden, in denen schon diese neue Siedlungsweise bestand, grenzten nun an andere, in denen noch wie Jahrtausende zuvor Siedlungen gegründet und wieder aufgegeben wurden. Die Grenze war der Limes, die befestigte Grenze des Römischen Reiches, die quer durch Mitteleuropa verlief. Im römisch besiedelten Gebiet, wo die Wälder nun dauerhaft bewirtschaftet wurden, ging die Präsenz der Buche zurück. Nördlich des Limes, wo durch die Aufgabe von Siedlungen nach wie vor immer wieder neue Wälder entstehen konnten, breitete sich die Buche hingegen weiterhin aus.

Ebenso wenig wie es aus heutiger Sicht verständlich erscheint, dass in vorgeschichtlicher Zeit regelmäßig Siedlungen verlagert wurden, war dies auch für die römischen Zeitgenossen nachvollziehbar. Aus Sicht des römischen Historikers Tacitus, der als Erster ausführlich über die Germanen schrieb, lebten diese im Wald. Tacitus erwähnte zwar, dass die Germanen auch Ackerbauern waren, schrieb aber nicht, dass dafür Wald

gerodet werden musste. Die Germanen lebten jedoch nicht in einem Wald, der einem heutigen Baumbestand entsprach. Denn sie waren auch Ackerbauern und trieben ihr Vieh in den Wald. Das führte dazu, dass einige Waldparzellen etwas lichter waren als andere. Eine dauerhaft fixierte Grenze zwischen Wald und Offenland gab es also nicht, sodass der damalige Wald ganz anders ausgesehen haben muss als der heutige mit seinen scharf gezogenen Waldrändern. Wie groß der Anteil von Waldflächen in der Zeit um Christi Geburt war, lässt sich also kaum sagen – auch nicht für die römisch besiedelten Flächen. Denn dort bestanden zwar dauerhaft bearbeitete Ackerflächen, aber keine abgegrenzten Viehweiden, und die Tiere wurden zur Weide weiterhin in den Wald getrieben.

Zu einer vollständigen Fixierung von Siedlungen in ganz Mitteleuropa kam es erst im Mittelalter. Damals hatte die Buche diejenigen Verbreitungsgrenzen im Südosten Englands, im Süden Skandinaviens und unmittelbar östlich der Weichselmündung erreicht, die heute noch bestehen und die aus rein ökologischer Sicht schwer zu verstehen sind. Danach breiteten sich in Europa keine Buchen mehr aus, und ihr Anteil ging mit der Zunahme der Nutzungsintensität von Wäldern in allen Gehölzen sogar zurück.

Um die ländlichen Siedlungen herum entstand eine Markung oder Kernflur mit den Flächen für den Ackerbau. Vielerorts wurde eine Dreifelderwirtschaft eingeführt. Jedes Feld wurde in schmale und lange Äcker aufgeteilt, die von der Bevölkerung eines Dorfes bewirtschaftet wurden. Festgelegt war deren Breite, aber oft nicht deren Länge; die Äcker erstreckten sich daher mehr oder weniger weit in das Umland hinein. Jeder Bauer hatte in jedem Feld mindestens einen Acker zu bewirtschaften. Auf den Feldern bestand Flurzwang, alle Bauern hatten also auf jedem Acker die gleiche Kulturpflanze anzubauen. Von Jahr zu Jahr wurde die angebaute Kulturpflanze gewechselt, sodass es auf den drei Feldern zu einer Rotation der angebauten Feldfrüchte kam. Auf dem einen Feld wuchs eine Winterfrucht heran, auf dem zweiten eine Sommerfrucht, und das dritte Feld lag brach.

Abgesehen davon, dass einzelne Äcker kürzer oder länger waren, bestand eine einigermaßen feste Außengrenze der Ackerflur, jenseits derer die Allmende, Gemeinheit oder Gemeine Mark lag, die von allen Bauern eines Dorfes gemeinsam

sowohl als Viehweide als auch für die Gewinnung von Holz, Streu und anderen Ressourcen genutzt werden durfte. Allmenden lagen „draußen“, also außerhalb der Feldmark, wie es auch in einem bekannten deutschen Volkslied heißt: „Schäfer, sag, wo tust du weiden? Draußen im Wald und auf der Heiden.“ Das Vieh musste auf dem Allmendland stets von einem Hirten beaufsichtigt werden, der die Herde zu den besten Weidegründen lenkte und verhinderte, dass die Tiere dorthin gelangten, wo Flächen gerade anderweitig genutzt werden sollten.

Im Laufe der Jahrhunderte wurden von den Grundherren mehr und mehr Regelungen erlassen, in denen die Widersprüche zwischen den verschiedenen Nutzungen aufgehoben werden sollten. Wo Bäume in die Höhe wachsen sollten, konnte man nicht zugleich Tiere weiden lassen. In der Gemeinen Mark gab es keine Grenze zwischen Wald und Offenland, das wird auch in der Liedzeile über den Schäfer zum Ausdruck gebracht. Offenere und von Bäumen bestandene Bereiche gingen allmählich, ohne klaren Waldrand, ineinander über. Daher lässt sich ein mittelalterlicher Wald nicht mit einem späteren Wald vergleichen, und Angaben dazu, welche Flächen damals von Bäumen bestanden waren, können nur auf sehr groben Schätzungen basieren.

Wo die Wälder dauerhaft genutzt wurden, wurde die Buche seltener. Die Gehölzbestände, in denen Sekundärtriebe seitlich aus den Baumstümpfen in die Höhe wuchsen, wurden zu sogenannten Niederwäldern, die vom Erscheinungsbild her Gebüschern ähneln. Aus diesen wurde in kurzen Abständen von einigen Jahren immer wieder Brennholz geholt. Auch die Gewinnung von Holz zur Schmelze von Erzen oder Glas führte zur Bildung von Niederwäldern, es entstanden aber auch sogenannte Mittelwälder, in denen einzelne Stämme noch in die Höhe wachsen durften. Dort gab es zwei Schichten von Bäumen übereinander: einzelne hochwachsende Bäume, meistens Eichen, die zum Hausbau verwendet wurden, und darunter andere Gehölze, die für die Brennholzgewinnung wesentlich häufiger geschlagen wurden. Zum Teil ließ man Niederwälder allerdings auch durchwachsen: Die Baumstämme wurden dicker, und man konnte die krummen Sekundärtriebe anschließend als weiteres Bauholz schlagen. Dass diese Stämme nicht gerade gewachsen waren, bereitete kein Problem. Für den Bau von Fachwerkhäusern waren gerade ge-

wachsene Stämme nicht zwingend nötig. Die einzelnen Gefache wurden nach der Konstruktion des Fachwerks mit Lehm, Getreidespreu oder anderem Material aufgefüllt.

Andere Häuser wurden dort gebaut, wo Nadelholz vorkam. Dort war es möglich, aus den gerade gewachsenen Nadelbaumstämmen massive Blockbauten zu errichten. Nadelwälder lassen sich nicht im Stockausschlagbetrieb bewirtschaften, denn Koniferen schlagen im Allgemeinen nicht wieder aus, wenn man sie einmal geschlagen hat. An der heutigen Verbreitung von Block- und Fachwerkbauten ist noch immer gut zu erkennen, wo schon vor Jahrhunderten Nadel- oder Laubbäume dominierten. Es gibt massive Blockbauten in den Alpen, im Schwarzwald, im Bayerischen Wald, im Harz. Auch in Ost- und Nordeuropa dominiert der Blockbau. In den anderen Gegenden Mittel- und Westeuropas sind dagegen vor allem Fachwerkbauten in den Dörfern und auch in den Städten vorherrschend.

Viele der neuen Städte, die im Laufe des Mittelalters gegründet wurden, hatten eigene Stadtwälder, mussten aber mit zusätzlichem Holz versorgt werden. Wenn eine Stadt dicht am Wasser lag, konnte das entweder durch Trift von Einzelstämmen oder durch Flößerei geschehen; dabei wurden mehrere nebeneinanderliegende Stämme zu einer Plattform verknüpft. Besonders gut ließ sich Nadelholz auf dem Wasser transportieren, denn es hat ein geringes spezifisches Gewicht und schwimmt auf dem Wasser. Das Flößen des schwereren Laubholzes war komplizierter, es war „senk“, wie die Flößer sagten. Man musste leere Tonnen zwischen die Stämme binden, damit das Floß genügend Auftrieb hatte, oder abwechselnd Laub- und Nadelholzstämmen aneinanderbinden.

Besonders viel Holz wurde in den Hafenstädten zum Schiffsbau gebraucht. Für den Bau der Schiffsrümpfe waren vor allem Eichen wichtig, deren sehr haltbares Holz eine große Menge an Gerbstoff enthält und eine recht lange Lebensdauer für Schiffe garantiert. Für die Beplankung der Decks und die Masten wurde hingegen eher das gerade gewachsene und leichtere Nadelholz verwendet, denn je geringer das Gewicht der Schiffe, desto wendiger waren sie und besser zu navigieren.

In Form von Flößen gelangte Holz aus den Alpen nach Venedig und in andere Städte Norditaliens. Aus dem Schwarzwald und den Vogesen kam vor allem Tannenholz bis in die Niederlan-

de – besonders hochgewachsene Tannen werden im Schwarzwald noch immer als „Holländertannen“ bezeichnet. Aus dem Fichtelgebirge wurden Fichten ebenfalls nach Holland transportiert. Weitere Nadelholzstämmen gelangten aus Nordeuropa in die Niederlande; sie wurden im Schlepptau von Segelschiffen durch die Nordsee an ihre Bestimmungsorte gezogen. Über die Elbe wurde Hamburg mit Fichten aus dem Elbstandsteingebirge versorgt, Holz aus weiter östlich gelegenen Mittelgebirgen kam auf der Oder nach Stettin und auf der Weichsel nach Danzig. Bis noch vor einigen Jahrzehnten wurde auch in Skandinavien, Finnland und im Baltikum viel Nadelholz in die Hafenstädte an den Küsten geflößt.

Die Abnahme der Holzvorräte in den Wäldern beunruhigte immer mehr Menschen. Ob und wann es tatsächlich zu einem Holz-mangel kam, ist eine viel diskutierte Frage, die sich nicht abschließend beantworten lässt. Heute bewegen uns sehr ähnliche Gedanken: Wir wissen zwar, dass einzelne Rohstoffe wie etwa Erdöl nur in begrenzter Menge vorhanden sind, können aber nicht sagen, wie viel noch gefördert werden kann. Ebenso wenig ließ sich im Mittelalter und in der frühen Neuzeit bestimmen, wie lange es noch genügend Holz geben würde. Aus Angst vor einem Holz-mangel wurden die Bürger zahlreicher Städte verpflichtet, Bäume in der Nähe ihrer Wohnorte zu pflanzen, beispielsweise in Dortmund. Im Hoch- und Spätmittelalter wurden erstmals ganze Waldflächen aus Baumsaat aufgeforstet. Peter Stromer, ein Nürnberger Unternehmer, befasste sich 1368 erstmals mit dem „Tannensäen“ in der Nähe seiner Heimatstadt. Diese Erfindung, bei der vor allem Kiefern eingesät wurden, machte Schule. Wenig später verfuhr man im Frankfurter Stadtwald und in vielen weiteren Gegenden Mitteleuropas in ähnlicher Weise und schuf auf diese Art künstliche Wälder.

LANDREFORMEN, WALDREFORMEN

Zu umfassenden Landreformen, in deren Verlauf das komplette Landnutzungssystem umgestellt wurde, kam es erst ab dem späten 17. Jahrhundert. Vierterorts zogen sie sich bis ins 19. Jahrhundert hin. Sie waren nicht nur ökonomisch, sondern in vielerlei Hinsicht auch kulturell begründet.

Schon vor Beginn der Reformen wurde unter anderem in der sogenannten Hausväterliteratur zum sparsamen Umgang mit Holz und anderen

Ressourcen aufgerufen. Dabei ging es auch um die Konstruktion besserer Öfen, etwa durch die Nutzung wärmeleitender Ofenkacheln. Zu jenen, die diese Art der Literatur erstmals herausgaben, gehörte auch Martin Luther.⁰³

Die Reformation setzte sich unter anderem in mitteleuropäischen Bergbauregionen besonders gut durch, im Mansfeldischen am Ostrand des Harzes, im Westharz und seinem Umland, im sächsischen Erzgebirge. Dies waren auch die Regionen, in denen besonders viel Holz gebraucht wurde, um die Schmelzöfen zu befeuern, und man daher seit dem späten 17., vor allem aber zu Beginn des 18. Jahrhunderts erstmals für eine nachhaltige Waldnutzung eintrat.

1680 wurden Wälder im Harz inventarisiert,⁰⁴ und 1713 schrieb der Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz, der im sächsischen Erzgebirge für den Betrieb der Erzgruben zuständig war, in seiner „*Sylvicultura oeconomica*“ über das Prinzip der nachhaltigen Nutzung von Wäldern. Offensichtlich machte er sich weniger Sorgen um die Zukunft der Bergwerke, die ihm unterstellt waren, als um die Nachlieferung von Holz, das damals noch der einzige Rohstoff war, mit dem sich Erz oder Glas schmelzen ließen. Carlowitz unterstrich seine Forderung, Wälder zu schützen oder sogar neu aufzubauen, mit einem Hinweis auf die „*Germania*“ des Tacitus. Die alten Wälder sollten wiederhergestellt werden. Carlowitz mag davon ausgegangen sein, dass sich mit diesem historischen Zitat seine Forderung besser bekräftigen ließ als mit dem Hinweis auf einen aktuell drohenden Holzangel bei der Verhüttung von Erzen.

Zwischen den Bergbauregionen gab es zahlreiche Kontakte. Auch Methoden des Umgangs mit Wäldern gelangten rasch von einer Bergbauregion in die andere. Aber eine nachhaltige Waldbewirtschaftung ließ sich nur dort durchsetzen, wo keine Tiere mehr zur Weide in die Wälder getrieben wurden. Deswegen wurde nun eine klare Nutzungsgrenze zwischen Wald und Offenland gezogen. Die waldfrei bleibenden Gemeinheitsflächen wurden unter den Berechtigten aufgeteilt und ebenso wie die verkoppelten Ackerländer mit

Hecken oder Wallhecken umzogen. Dort konnte die arme Landbevölkerung nun Holz schlagen, was ihr im eigentlichen Wald verwehrt war, wo nun allein der Grundherr und sein Förster über den Einschlag von Holz bestimmten.

Bei der Neueinteilung des Landes wurden in vielen Fällen ehemalige Ackerflächen in Wald überführt. Dort sind heute noch Reste von schmalen Wölb- oder Hochackerbeeten unter Wald zu finden. Zu dieser Transformation kam es vor allem dort, wo die Böden nur wenige Mineralstoffe enthielten, sodass die Erträge an Ackerfrüchten gering waren. So wurde der sich nun herausbildende scharfe Waldrand zwischen Gehölz und Offenland auch zur Grenze zwischen den Einflussbereichen von Land- und Forstwirtschaft. Erst diese Waldgrenze ließ sich in Landkarten gut eintragen. Wie sich aber die Größen der Waldflächen und die Holzvorräte in den Wäldern im Zeitalter der Reformen veränderten, lässt sich kaum sagen, denn die Waldbilder vor und nach den Landreformen unterschieden sich erheblich.

Die umfassenden Landreformen des 17. bis 19. Jahrhunderts wurden zu großen Teilen von den Grundherren oder den Fürsten durchgesetzt.⁰⁵ Obwohl sich die Landschaft dadurch von Grund auf veränderte, protestierte die Bevölkerung nicht. Dazu mag beigetragen haben, dass im Zuge der Landreformen versucht wurde, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Nicht nur bessere Nutzungsmöglichkeiten waren das Ziel, sondern auch eine Verschönerung der Landschaft, etwa durch die Pflanzung dekorativer Bäume und Hecken.

Kulturelle Argumente trugen ihren Teil zur Akzeptanz der Reformen bei. Denn zunehmend galt der Wald als fest mit allem Deutschen verbunden.⁰⁶ Immer wieder spielte dabei Tacitus und seine Darstellung des germanischen Waldes eine Rolle. Heinrich von Kleist und andere Literaten beriefen sich darauf, wenn sie darüber schrieben, wie die Germanen in der Zeit um Christi Geburt in „ihren“ Wäldern gelebt hatten: Der Wald war eine wichtige wirtschaftliche Ressource, aber er bot auch Schutz. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts forderte Friedrich Ludwig Jahn, „Turnvater“ Jahn, die Aufforstung von Wäldern an den

03 Vgl. Gotthardt Frühsorge, *Luthers Kleiner Katechismus und die „Hausväterliteratur“*, in: *Pastoraltheologie* 73/1984, S. 380–393.

04 Vgl. Brage bei der Wieden/Thomas Böckmann, *Atlas vom Kommunionharz in historischen Abrissen von 1680 und aktuellen Forstkarten*, Hannover 2010.

05 Vgl. hierzu Bernd Weyergraf (Hrsg.), *Waldungen. Die Deutschen und ihr Wald*, Berlin 1987.

06 Siehe dazu auch den Beitrag von Johannes Zechner in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

Grenzen zu Frankreich. Man sagte den Franzosen nach, dass sie keinen so intensiven Bezug zum Wald hatten wie die Deutschen. Sollten sich die Franzosen in den aufgeforsteten deutschen Wäldern gewissermaßen verlaufen? Eine solche Szene malte der Künstler Caspar David Friedrich nach der „Völkerschlacht“ bei Leipzig 1813, die Napoleons Truppen verloren hatten: Der „Chasseur im Walde“, ein eigentlich berittener französischer Soldat, läuft durch einen dichten Wald (Seite 11); dabei handelt es sich interessanterweise um einen aufgeforsteten Fichtenwald, also einen künstlich aufgebauten Bestand. Zur gleichen Zeit erschienen auch die von Jacob und Wilhelm Grimm gesammelten und herausgegebenen Kinder- und Hausmärchen, in denen der Wald eine besonders wichtige Rolle spielt.

ANGST VOR DEM WALDSTERBEN

Ab dem 17., besonders aber im 18. Jahrhundert brachten Forschungsreisende zahlreiche Bäume aus anderen Kontinenten nach Europa, vor allem aus Nordamerika und Ostasien.⁰⁷ Darunter waren der Tulpenbaum, die Sumpfzypresse, die Magnolie und der Mammutbaum. Sie wurden zuerst in Parkanlagen angepflanzt, und es herrschte allgemeine Verwunderung darüber, wie gut sie gediehen. Dabei waren diese Baumarten vor dem Eiszeitalter in Mitteleuropa vorgekommen, hier allerdings ausgestorben, während sie auf den anderen Kontinenten die Zeit überdauern konnten. Dort gab es nicht nur eng begrenzte Eiszeitrefugien wie am Mittelmeer, sondern auch keine Alpen, die die Ausbreitungswege für Pflanzen versperrten. Nun aber ließen sich beispielsweise Zuckerahorn, Robinie und Weißesche als Symbole für die Freiheit Amerikas in europäischen Parks pflanzen,⁰⁸ und einige davon verwendete man bei der Aufforstung von Ländereien. Velerorts entstanden aber vor allem ausgedehnte Fichtenforste, tatsächlich im deutschen Grenzgebiet zu Frankreich, etwa in der Pfalz und in der Eifel, wo die Fichte natürlicherweise nicht heimisch ist.

Zur gleichen Zeit nahm der Nutzungsdruck auf die Wälder ab. Das lag an der immer häufigeren Verwendung von Dampfmaschinen, etwa im Bergbau zum Betrieb großer Aufzüge oder der Bewetterungsanlagen in tiefen Schächten. Der Kohlebergbau konnte erheblich ausgeweitet werden, und Kohle, die sich mit der Eisenbahn auch weit über Land transportieren ließ, entwickelte sich zum wichtigsten Brennstoff. Die mitteleuropäischen Waldflächen nahmen seither insgesamt wieder zu, immer wieder unterbrochen von Rückschlägen vor allem rund um die Weltkriege.

Die Angst, der Wald könnte erneut übernutzt und zerstört werden, blieb jedoch vor allem in Deutschland bestehen. Dort bemerkte man in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein vermehrtes Absterben von Bäumen. Dieses „Waldsterben“ wurde auf den sogenannten sauren Regen zurückgeführt, der geringe Mengen an Schwefel- und schwefeliger Säure, Salpeter- und salpetriger Säure enthält, die bei der Verbrennung von Kohle und Erdöl freigesetzt werden und Blätter und Wurzeln von Pflanzen schädigen. Die Angst um die Zukunft der Wälder war in Deutschland so groß, dass zahlreiche Filter in Verbrennungsanlagen und Katalysatoren in Autos eingebaut wurden, sodass sich die Qualität der Luft innerhalb weniger Jahre verbesserte und auch wieder weniger Bäume abstarben. Mittlerweile haben umfassende Forschungsprojekte gezeigt, dass das Waldsterben nicht nur mit dem sauren Regen zusammenhing. Doch an der Sorge um den Wald zeigte sich das besondere Verhältnis der Deutschen zu „ihrem“ Wald. Dazu führten unter anderem ökonomische Gründe, vor allem aber Ideen und Geschichten, die stärker wirkten und wirken als wirtschaftliche oder ökologische Begründungen für den Schutz der Wälder.

⁰⁷ Vgl. Jürgen Ringenber/Cordelia Stieler/Ludwig Trauzettel, Dendrologischer Atlas der Wörlitzer Anlagen, Hamburg–Wörlitz 2001.

⁰⁸ Vgl. Friedrich Heinrich Mayer, Abhandlung von dem Verfall der Waldungen und deren Wiederherstellung, Stuttgart 1780.

HANSJÖRG KÜSTER

ist Professor für Pflanzenökologie am Institut für Geobotanik der Leibniz-Universität Hannover.
kuester@geobotanik.uni-hannover.de

SEHNSUCHT NACH WALD ALS WILDNIS

Thomas Kirchhoff

In den vergangenen Jahren zeigt sich in unserer Gesellschaft eine zunehmende Sehnsucht nach Wald und Wildnis beziehungsweise nach Waldwildnis als deren Einheit. Bücher über Wald finden sich in den Bestsellerlisten. Neue Magazine widmen sich speziell dem Wald und dem Abenteuer in Wald und Wildnis. Mit „Waldwildnis“ wird für Waldpädagogik und Survivalausrüstung geworben. Unzählige Dokumentarfilme berichten über Wildnis und versuchen, ihren Zauber zu vermitteln. Menschen begeben sich in der Wildnis auf „Visionsuche“. „Durch die Wildnis“ heißt eine erfolgreiche Serie im Kinder- und Jugendfernsehen. Naturschutzorganisationen starten Initiativen wie „Wildnis in Deutschland“ und gemeinsam mit Forstbetrieben Projekte wie „Wald und Wildnis“. Gemäß der Nationalen Strategie zur Biologischen Vielfalt der Bundesregierung soll sich bis 2020 auf zwei Prozent der Landesfläche Deutschlands Natur wieder nach ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten als Wildnis entwickeln, fünf Prozent der Waldfläche sollen wieder Waldwildnis sein. „Into the wild“ lautete das Motto der Web-2.0-Konferenz „re:publica“ 2014 – das mit Waldbildern illustriert wurde.

Dieser Trend zur Waldwildnis findet allerdings nicht nur Zustimmung. Es regt sich auch heftiger Widerstand, insbesondere in Debatten um die Ausweisung von Nationalparks und großflächigen Wildnisentwicklungsgebieten. Diese Ablehnung ist nicht nur durch die Angst vor Arbeitsplatzverlusten und Ertragsseinbußen in der Wald- und Forstwirtschaft motiviert, sondern artikuliert auch die Sorge, etwas von dem zu verlieren, was die eigene Identität, was die Heimat mit ihrer vertrauten Landschaft bisher ausgemacht hat.

Diese uneinheitliche gesellschaftliche Beurteilung von Wald und Wildnis, die durchaus auch als individuelle Ambivalenz auftritt, lässt sich durch die Ergebnisse repräsentativer Befragungen, zum Beispiel der Naturbewusstseinsstudie 2013, objektivieren.⁰¹ 35 Prozent der Befragten meinen, ein Wald solle ordentlich aussehen, 64 Prozent verneinen das; für 76 Prozent gehören abgestorbene Bäume und Totholz zum Wald, für 20 Prozent nicht;

42 Prozent sind für mehr Wildnis in Deutschland, drei Prozent dagegen – wobei jeweils keine nennenswerten Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung bestehen. 79 Prozent der Befragten meinen, zusätzliche Wildnis solle sich in Wäldern entwickeln. Dabei sind Wälder diejenige Landschaftsform, die deutlich am stärksten mit Wildnis assoziiert wird: 44 Prozent der Befragten nannten spontan „Wälder, Regenwald oder Dschungel“, nur sechs Prozent „Gebirge/Berge“.

Ähnliche Einstellungen zeigten sich in einer aktuellen Befragung zur Waldwahrnehmung.⁰² Einen naturnahen Buchenwald, in dem deutlich erkennbar abgestorbene Bäume am Boden liegen, charakterisierten 38 Prozent als wild, ein Prozent als ordentlich, 64 Prozent als schön und ein Prozent als hässlich. 88 Prozent fänden es bedauerlich, wenn dieser Buchenwald ordentlicher würde.

Waldwildnis wird also in der deutschen Gesellschaft derzeit von einer deutlichen Mehrheit wertgeschätzt, ein Konsens besteht allerdings nicht. Diese Wertschätzung ist in der deutschen Kultur keineswegs ein neuartiges Phänomen, sondern spätestens seit der Romantik fest etabliert. Sie dürfte heutzutage jedoch besonders weit verbreitet sein.

Wie lässt sich die offenbar zunehmende Werteschätzung von Waldwildnis deuten? Eine Möglichkeit ist, Waldwildnis als Gebiet beziehungsweise Ökosystem mit bestimmten, für den Menschen angenehmen oder nützlichen physischen Eigenschaften zu begreifen und ihre Wertschätzung auf ein Bedürfnis nach diesen physischen Eigenschaften zurückzuführen: nach sauberer Luft, nach Ruhe, nach sommerlicher Kühle, nach weichem Boden. Nicht erklären lässt sich so allerdings, warum „wilder“ Wald gegenüber „ordentlichem“ Wald bevorzugt wird, obwohl sich ihre physischen Umweltqualitäten in den genannten Hinsichten kaum unterscheiden. Plausibler ist die Deutung, dass die entscheidende Basis der Wertschätzung von Waldwildnis nicht auf der Ebene physischer Eigenschaften liegt, sondern auf der Ebene ästhetischer Qualitäten und symbolischer Bedeutungen – von Projekti-

onsmöglichkeiten, die bei „wildem“ Wald deutlich andere sind als bei „ordentlichem“ Wald. Der symbolische Gehalt von Waldwildnis ist zentral für ihr Verständnis.⁰³ Denn er verdeutlicht, weswegen Waldwildnis starke Emotionen wachruft, sodass man im Zusammenhang mit Waldwildnis überhaupt von Sehnsucht und Faszination, aber auch von Angst und Abscheu sprechen kann.

Um die ästhetisch-symbolische Wertschätzung von Naturphänomenen zu erklären, werden verschiedene Ansätze verfolgt, wobei insbesondere zwischen naturalistischen und kulturalistischen unterschieden werden kann.

NATURALISTISCHE ERKLÄRUNGSANSÄTZE

Die Grundhypothese naturalistischer Ansätze ist, dass solche Wertschätzungen im Wesentlichen oder sogar vollständig genetisch verankert sind, sich durch natürliche Selektion im Laufe der Phylogenese des Menschen ausgebildet haben und auf Funktionalität verweisen.⁰⁴ Demnach sollen die Menschen noch heutzutage eine Affinität zu solchen Habitaten und Naturphänomenen besitzen, die früher – als die Menschen als Jäger und Sammler lebten – besonders vorteilhaft für ihr Überleben waren. Wenn man die Wertschätzung von Waldwildnis erklären will, können solche Theorien allerdings kaum etwas beitragen, weil in ihnen nicht Wälder, sondern savannenartige Landschaften als optimale und deshalb präferierte Habitate gelten.

01 Vgl. hier und im Folgenden Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit/Bundesamt für Naturschutz, Naturbewusstsein 2013. Bevölkerungsumfrage zu Natur und biologischer Vielfalt, Berlin–Bonn 2014.

02 Vgl. Olaf Kühne/Corinna Jenal/Anna Currin, Längsschnittstudie zur Wahrnehmung von Alt- und Totholz sowie zur symbolischen Konnotation von Wald. Zwischenbericht Phase 1, Freising 2014, S. 29 f., S. 44.

03 Vgl. Matthias Stremlow/Christian Sidler, Schreibzüge durch die Wildnis, Bern 2002; Thomas Kirchhoff/Ludwig Trepl, Landschaft, Wildnis, Ökosystem: Zur kulturbedingten Vieldeutigkeit ästhetischer, moralischer und theoretischer Naturauffassungen. Einleitender Überblick, in: dies. (Hrsg.), Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene, Bielefeld 2009, S. 13–66; Thomas Kirchhoff/Vera Vicenzotti, A Historical and Systematic Survey of European Perceptions of Wilderness, in: *Environmental Values* 4/2014, S. 443–464.

04 Vgl. Roger Paden/Laurilyn K. Harmon/Charles R. Milling, Ecology, Evolution, and Aesthetics: Towards an Evolutionary Aesthetics of Nature, in: *The British Journal of Aesthetics* 2/2012, S. 123–139; David Buss, *Evolutionary Psychology*, London–New York 2016.

Gemäß einer anderen naturalistischen Theorie stellt eine vom Menschen nicht veränderte, nicht gestörte Natur ein funktional optimales, harmonisches System dar und wird deshalb vom Menschen als schön empfunden. Diese Theorie könnte die Wertschätzung von Waldwildnis zwar grundsätzlich erklären, hat aber mindestens drei gravierende Schwächen:⁰⁵ *Ers*ten sind seit Jahrzehnten praktisch alle Ökologen der Ansicht, dass auch eine vom Menschen nicht gestörte Natur allenfalls in Ausnahmefällen in solchen optimalen Systemen organisiert ist. *Zweitens* bleibt unklar, wie der Mensch evolutionär die Fähigkeit erlangt haben könnte, diese angebliche funktionale Optimalität ohne wissenschaftliche Analysen zu erkennen. *Drittens* kann diese Theorie nicht die grundlegenden geschichtlichen Wandlungen in der Wertschätzung von Naturphänomenen erklären, zum Beispiel warum Wildnis in unserer Kultur bis ins 17. Jahrhundert fast nur negative Konnotationen hatte – man sah in ihr den Ort des moralisch Bösen jenseits des kultivierten Bereichs von Burg, Stadt, Dorf und Feldflur – und dann innerhalb relativ kurzer Zeit zu einem Sehnsuchtsort geworden ist.⁰⁶

Genauso wenig kann der Bedeutungswandel von Wald erklärt werden: Über Jahrhunderte galten Wälder, Gebirge und Sümpfe als Inbegriff von Wildnis, die man möglichst mied. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus beschreibt Germanien als ein „Land (...) entweder schrecklich durch Wälder oder scheußlich durch Sümpfe“.⁰⁷ Und noch die Brüder Grimm dokumentieren in ihrem Deutschen Wörterbuch: „[D]ie gewöhnliche volkstümliche und ältere vorstellung der wildnis ist die eines ‚dichten waldes‘ (...) oder ‚unwegsamem gebirges‘ (...) gerne dichterisch im gegensatz zum paradies.“⁰⁸ Aber insbesondere seit der Romantik erhielten Wälder immer mehr positive Bedeutungen und wurden für viele Menschen zu einem Sehnsuchtsort.

05 Vgl. Thomas Kirchhoff, Das Konzept der „kulturellen Ökosystemdienstleistungen“: Eine begriffliche und methodische Kritik, Habilitation, Technische Universität München 2015, S. 62–70.

06 Vgl. ders./Vera Vicenzotti, Von der Sehnsucht nach Wildnis, in: ders. et al. (Hrsg.), *Naturphilosophie. Ein Lehr- und Studienbuch*, Tübingen 2017, S. 313–322.

07 Publius Cornelius Tacitus, *Germania. Lateinisch-deutsch*, Stuttgart 2007 (98 n. Chr.), Kap. 5 (eigene Übersetzung).

08 Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 30, Leipzig 1854–1960, Sp. 108 f.

KULTURALISTISCHE ERKLÄRUNGSANSÄTZE

Mit kulturalistischen Deutungsansätzen hingegen lässt sich dieser Übergang von der schrecklichen (Wald-)Wildnis zum Sehnsuchtsort (Wald-)Wildnis sehr gut erklären. Deren Grundhypothese ist, dass ästhetisch-symbolische Wertschätzungen von Natur im Wesentlichen auf kulturell geprägten Wahrnehmungs- und Deutungsmustern beruhen, die kulturgeschichtlichen Wandlungen unterliegen.

Die Kernidee der meisten kulturalistischen Deutungen von Waldwildnis lautet dabei: Natur und insbesondere Wildnis stellt eine Gegenwelt zur Kultur beziehungsweise Zivilisation dar,⁰⁹ wobei im Falle von Wildnis ein Moment von Unkontrolliertheit, ja Unkontrollierbarkeit und deshalb Bedrohlichkeit mitschwingt. Eine Waldwildnis ist demnach ein Waldgebiet, das als Gegenwelt mit bestimmten symbolischen Bedeutungen wahrgenommen und dabei positiv oder aber negativ bewertet wird, je nachdem, ob die Kultur beziehungsweise Zivilisation, zu der es die Gegenwelt bildet, negativ oder aber positiv bewertet wird. Diese doppelte Bewertungsmöglichkeit manifestiert sich beispielsweise in der literarischen Gestalt der Räuber im wilden Wald, die böse, weil brutal und habgierig, aber auch gut sein können, als Kämpfer gegen eine ungerechte Obrigkeit, die sich mit Unterdrückten solidarisiert. Und sie zeigt sich darin, dass manche Menschen Wildnis als Ort der Freiheit von gesellschaftlicher Ordnung wertschätzen, während andere sie eben deshalb geringschätzen.

Um als Waldwildnis wahrgenommen zu werden, muss ein Waldgebiet nicht frei von menschlichen Einflüssen, nicht ganz und gar natürlich entstanden sein. Es darf nur nicht als vollständig durch den Menschen kontrolliert erscheinen. Das Waldgebiet muss auch keine bestimmten ökologischen Eigenschaften haben. Überhaupt ist (Wald-)Wildnis – das mag überraschen – kein Gegenstand der Ökologie oder irgendeiner anderen Naturwissenschaft, sondern eine lebensweltliche Naturauffassung. Waldwildnis kann man mittels ökologischer Eigenschaften weder definieren noch beschreiben; man kann aber die ökolo-

gischen Eigenschaften der Ökosysteme innerhalb eines Waldgebietes beschreiben, das zuvor in ästhetisch-symbolischer Perspektive als Waldwildnis ausgewiesen worden ist – so wie man die Farben eines Gemäldes chemisch analysieren kann, ohne dadurch seinen Gehalt und seine Schönheit erschließen zu können.

Konstitutiv für die Wertschätzung von Waldwildnis ist nicht, dass sie selten geworden ist, weil die Menschen im Laufe ihrer Kulturgeschichte immer mehr Wälder gerodet oder in geordnete Wirtschaftswälder umgewandelt haben.¹⁰ Und die Wertschätzung ist auch nicht das Ergebnis eines wie auch immer zu erklärenden Wieder-wirk-sam-Werdens einer phylogenetischen Affinität des Menschen zu Wildnis. Vielmehr sind positive Bedeutungen von Waldwildnis Ausdruck einer kritischen Einstellung zur Kultur, in der man lebt. Sie gründen in Kulturkritik¹¹ oder, emotional formuliert, in einem „Unbehagen in der Kultur“ beziehungsweise in einem „Unbehagen in der Modernität“.¹² Diese Kritik beziehungsweise dieses Unbehagen konstituiert die Sehnsucht nach einer Gegenwelt zur Kultur – und die sehen in modernen Gesellschaften viele Menschen in der Natur in Gestalt von Waldwildnis sowie anderer Formen von Wildnis. Als Gegenwelt können aber auch traditionelle Kulturlandschaften, fremde Kulturen, Sub- beziehungsweise Gegenkulturen ohne jeglichen Naturbezug, Götterwelten, Fantasiewelten und so weiter fungieren. Jedoch nur Wildnis ist eine Gegenwelt, die sinnlich erfahrbar ist und zugleich jenseits von Kultur liegt.

Wahrnehmungen von Waldwildnis sind immer subjektiv und individuell. Das heißt nicht, dass sie etwas rein Individuelles und Subjektives wären; denn sie erfolgen im Rahmen kulturell geprägter, intersubjektiv-kollektiver Wahrnehmungsmuster. Diese Wahrnehmungsmuster von Waldwildnis sind in Märchen, Gemälden, Fotografien und Filmen präsent, werden im Verlauf der Sozialisation internalisiert und leiten unbewusst unsere indi-

¹⁰ Zu diesem Prozess siehe auch den Beitrag von Hansjörg Küster in diesem Heft. Dass der Bedeutungswandel von Wildnis nicht auf physischen Veränderungen beruht, zeigt sich besonders deutlich daran, dass die Alpen, ohne sich nennenswert physisch zu verändern, innerhalb weniger Jahrzehnte von einem Ort des Schreckens zu einem Sehnsuchtsort geworden sind.

¹¹ Vgl. Ralf Koneersmann, *Kulturkritik*, Frankfurt/M. 2008.

¹² Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, Wien 1930; Peter L. Berger/Brigitte Berger/Hansfried Kellner, *Das Unbehagen in der Modernität*, Frankfurt/M.–New York 1987.

⁰⁹ Vgl. Götz Großklaus/Ernst Oldemeyer (Hrsg.), *Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur*, Karlsruhe 1983; Kirchhoff/Trepl (Anm. 3); Kirchhoff/Vicenzotti (Anm. 6).

viduelle Wahrnehmung.¹³ Die Wahrnehmungen, Bedeutungen und Bewertungen von Waldwildnis verändern sich im Laufe der Geschichte, weil Kultur und damit der Inhalt von Kulturkritik geschichtlichen Wandlungen unterliegt. Und weil es innerhalb einer Kultur zu jedem Zeitpunkt konkurrierende Menschenbilder und Gesellschaftsideale gibt, besteht bezüglich der Wahrnehmung, Bedeutung und Bewertung von Waldwildnis nie ein innerkultureller Konsens.

ZUR BEDEUTUNGSGESCHICHTE VON WALDWILDNIS

Im Folgenden sollen einige grundlegende positive Wahrnehmungsmuster von Waldwildnis in groben Zügen idealtypisch skizziert werden.¹⁴ Diese Wahrnehmungsmuster sind nicht spezifisch „deutsch“, allenfalls spezifisch „europäisch“.¹⁵ Der Darstellung liegt die Hypothese zugrunde, dass auch ältere Bedeutungen von Wildnis – insbesondere solche aus der Zeit der Aufklärung und Romantik – noch heutzutage wirksam sind. So bildete sich im Laufe unserer Kulturgeschichte ein immer vielfältigeres Spektrum positiver Bedeutungen von Waldwildnis heraus, in dem sich zwei Grundbedeutungen identifizieren lassen: zum einen Waldwildnis als Ort der Freiheit von gesellschaftlichen Zwängen, Konventionen und Entfremdungsprozessen und damit als Möglichkeitsraum für Authentizität; zum anderen Waldwildnis als Ort guter ursprünglicher Ordnung, die der gesellschaftlichen Ordnung überlegen ist. Mit „Freiheit“ und „Ordnung“ ist dabei allerdings, je nach Menschenbild oder Gesellschaftsideal beziehungsweise politischer Philosophie, sehr Unterschiedliches gemeint.

Bereits im christlichen Denken des Mittelalters finden sich neben den negativen, die überwiegen, erste positive Bedeutungen von Waldwildnis: Insbesondere ist sie *erstens* Zufluchtsort für Verfolgte und Geächtete, die sich – wie Robin Hood – einer ungerechten Obrigkeit entgegenstellen, *zweitens*

analog zur Wüste arider Gebiete der Ort, an den sich Eremiten aus einer verweltlichten Kirche beziehungsweise vor den Versuchungen des weltlichen Lebens zurückziehen, um ihr Leben in Stille und Abgeschiedenheit ganz Gott zu widmen, sowie *drittens* der Ort der Bewährung und Reifung von Helden im Kampf gegen das Böse.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts werden rationalistische Philosophien formuliert, denen zufolge die Welt – weil Gott, ihr Schöpfer, allmächtig, weise und gütig ist – eine vollkommene Ordnung darstellen muss. Auf dieser Basis entsteht eine Wertschätzung von Wildnis als Ort, an dem die ursprüngliche göttliche Ordnung der Welt noch nicht durch den Menschen verändert, also noch nicht beeinträchtigt ist. Diese vollkommene göttliche Ordnung sei, so etwa der Philosoph Shaftesbury, wegen ihrer unendlichen Komplexität für den Menschen zwar nicht wissenschaftlich, aber doch ästhetisch-intuitiv erkennbar, wenn er von seinen endlichen Nutzenkalkülen und Ordnungsvorstellungen absehe; dann gelte: „Disorder becomes regular“ und „the Wildness pleases“.¹⁶ Solche Theorien entstanden zwar vor allem in Bezug auf Hochgebirge, in denen man „natural cathedrals“ sah.¹⁷ Aber zum Beispiel Shaftesbury nennt in diesem Zusammenhang auch einen riesigen, finsternen Wald. Später notiert der Universalgelehrte John Muir in diesem Sinne: „The clearest way into the Universe is through a forest wilderness.“ Und der Philosoph Holmes Rolston konstatiert: „The forest is a kind of church.“¹⁸

Im Denkraum des politischen Liberalismus symbolisiert Wildnis primär zwar den vorgesellschaftlichen Naturzustand des Menschengeschlechts, der in einen Krieg aller gegen alle mündet (Thomas Hobbes) und durch einen Gesellschaftsvertrag überwunden werden muss. Sobald dieser Gesellschaftsvertrag geschlossen ist, erhält (Wald-)Wildnis jedoch die positive Bedeutung eines symbolischen und auch tatsächlichen Ortes, an dem das Individuum vorübergehend vollkom-

13 Vgl. Kirchhoff/Vicenzotti (Anm. 6), S. 314; Ursula Breymayer/Bernd Ulrich, „Unter Bäumen“: Ein Zwischenreich, in: dies. (Hrsg.), *Unter Bäumen. Die Deutschen und der Wald*, Dresden 2011, S. 15–33, hier S. 15.

14 Für eine ausführlichere Darstellung, die auch negative Bedeutungen behandelt, siehe Kirchhoff/Vicenzotti (Anm. 3 und 6), auf die ich mich im Folgenden stütze, sowie die dort zitierte Literatur.

15 Zum „deutschen Wald“ siehe den Beitrag von Johannes Zechner in diesem Heft.

16 Anthony A. Cooper, 3rd Earl of Shaftesbury, *Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times*, Bd. 2, Indianapolis 2001 (1732), S. 40–43, S. 217–228, Zitat S. 218.

17 Marjorie H. Nicolson, *Mountain Gloom and Mountain Glory. The Development of the Aesthetics of the Infinite*, Seattle 1959.

18 John Muir, *Alaska Fragments*, June–July, 1890, in: Linnie M. Wolfe (Hrsg.), *John of the Mountains*, Madison 1979, S. 311–322, hier S. 313; Holmes Rolston III, *Aesthetic Experience in Forests*, in: *Journal of Aesthetics and Art Criticism* 2/1998, S. 157–166, hier S. 164.

men frei von gesellschaftlichen Regeln und Zwängen und damit gemäß seiner eigenen individuellen Natur leben kann. Dieses Bedeutungsmuster motiviert heutzutage viele Formen der Suche nach individuellen Abenteuern in der Wildnis.

Im Übergang zur Aufklärungskritik entwickelt sich, maßgeblich durch Jean-Jacques Rousseau, die Bedeutung von Waldwildnis als Ort des Naturzustandes, in dem die Menschen noch nicht durch die Zivilisation verdorben sind, noch in Harmonie miteinander und mit der äußeren Natur leben, weil sie sich noch an sich selbst orientieren statt entfremdet an zivilisatorischen Äußerlichkeiten und Scheinbedürfnissen. Waldwildnis und die dort lebenden „edlen Wilden“ symbolisieren für die zivilisierten Menschen authentische Individualität und eine auf natürlichem Mitgefühl beruhende Gemeinschaft. Nach Rousseau ist beides mit dem Zivilisationsprozess unwiederbringlich verloren gegangen, es kann aber auf höherer Stufe – die berühmte Formel „Zurück zur Natur“ stammt nicht von Rousseau – ein Analogon mittels Vernunft und Tugend realisiert werden.

Auf Edmund Burke, einen der geistigen Väter des britischen Konservatismus, lässt sich die folgende Theorie zurückführen: Der Anblick erhabener Natur – gemeint sind Naturphänomene, die wegen ihrer Undeutlichkeit, Gewalt oder Unermesslichkeit im Betrachter Furcht, Schmerz oder Erstaunen hervorrufen und das Vernunftvermögen lähmen – könne statt „horror“ auch „delightful horror“ hervorrufen, weil er physiologisch unsere Nerven stärkt und so die Funktionsfähigkeit unseres Körpers und letztlich die Selbsterhaltung fördere. So könne ein „gloomy forest“ und eine „howling wilderness“¹⁹ ein Heilmittel gegen kulturelle Verweichlichungstendenzen und Vergnügungssucht sein.

Die Romantik stellt der aufklärerischen Vernunftorientierung die Idee und individuelle Praxis der ästhetischen Neuschaffung einer zauberhaften Wirklichkeit entgegen, die jenseits der durch Vernunft versachlichten Alltagswelt liegt. So soll das vereinzelt Individuum zumindest ästhetisch wieder eine Entgrenzung des Ichs erfahren und ein Gefühl der Eingebundenheit in eine ursprüngliche Ganzheit empfinden können. Ein klassischer Topos dieser romantischen Wiederverzauberung der Welt ist der Blick über das Meer oder über waldbedeckte Hügel und Berge zum Horizont, an dem

Erde und Himmel, Materielles und Immaterielles verschmelzen. Innerhalb eines Waldes sind, sofern er nicht vernünftig geordnet, sondern wild erscheint, ähnliche ästhetische Wiederverzauberungen möglich: wenn sich im Spiel der Blätter Licht und Schatten vermischen, wenn sich der Blick in die Ferne irgendwo zwischen den Baumstämmen verliert oder wenn in der Ferne zwischen den Stämmen das Sonnenlicht erstrahlt.

Im romantischen Topos der Waldeinsamkeit ist der Wald ein Rückzugsort in einer sich wandelnden Gesellschaft, eine zeitlose heile (Traum-)Welt inneren und äußeren Erlebens, ein Symbol für Dauerhaftigkeit, ein Schutzraum, in dem alte Märchen, Sagen und Werte noch lebendig erscheinen. „Waldeinsamkeit, Die mich erfreut, So morgen wie heut In ewger Zeit. O wie mich freut Waldeinsamkeit./ Waldeinsamkeit Wie liegst du weit! O Dir gereut Einst mit der Zeit. Ach einzge Freud Waldeinsamkeit!/Waldeinsamkeit Mich wieder freut, Mir geschieht kein Leid, Hier wohnt kein Neid Von neuem mich freut Waldeinsamkeit.“ (Ludwig Tieck)

Im Rahmen des klassischen deutschen Konservatismus entwickelt der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl die Ansicht, Wildnis, insbesondere Waldwildnis, könne in den Menschen, die vereinzelt, ungesund und sündig in der Großstadt lebten, das instinktive Wissen um die Prinzipien einer guten Ordnung erneuern.²⁰ Diese Ordnung sei im Naturzustand bereits latent (von Gott gegeben) vorhanden, müsse aber noch vom Menschen zur vollkommenen Form einer hierarchisch-organischen Gemeinschaft entwickelt werden, die auf den natur-beziehungsweise gottgegebenen Talenten und Ungleichheiten beruht.²¹ Die Gemeinschaft der Waldwildnis wird zum Vorbild gelingender menschlicher Vergesellschaftung, womit – zirkulär – ein in den Wald hineinprojiziertes Gesellschaftsideal wieder aus ihm herausgelesen wird und damit als naturgegeben erscheint.

Mit dem Aufkommen der Umweltbewegung in den 1960er Jahren wird Waldwildnis zum Inbegriff vollkommener natürlicher Ordnung. Die ökologische und evolutionäre Selbstorganisation der Natur habe dort im Laufe von Jahrtausenden zu einer Or-

¹⁹ Edmund Burke, *A Philosophical Inquiry into the Origin of Our Ideas on the Sublime and Beautiful*, London 1757, Part II, Section V.

²⁰ Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl, *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*, Bd. 1: Land und Leute, Stuttgart 1854, S. 31–34, S. 202.

²¹ Kirchhoff/Trepl (Anm. 3), S. 49f.; Vera Vicenzotti, *Der „Zwischenstadt“-Diskurs. Eine Analyse zwischen Wildnis, Kulturlandschaft und Stadt*, Bielefeld 2011, S. 145ff.

ganisationsweise geführt, deren Komplexität, Effizienz und Stabilität die aller anthropogenen Organisationsformen – seien es menschliche Gesellschaften oder technische Artefakte – bei Weitem überschreite. Der Umweltökonom David Rapport behauptet sogar, „that natural evolution of ecosystems represents the best of all possible worlds“.²² So wird Waldwildnis zum Objekt „ökologischer Ehrfurcht“, das vor der Zerstörung durch den Menschen geschützt werden muss. Der exotische Dschungel, in dem die Männer der Kolonialzeit den zu erobernden „jungfräulichen Wald“ (*virgin forest*) sahen, wird zum bedrohten Paradies.²³

Etwa seit den 1970er Jahren wird Waldwildnis auch zum Inbegriff unregulierter Prozessualität, von Wildheit. Diese Wildnisbedeutung kann man als Ausdruck einer kulturell bedingten Sehnsucht nach Freiheit von der „Zähmung“ der Instinktnatur und Triebhaftigkeit des Menschen durch die Gesellschaft interpretieren: Waldwildnis fasziniert als Ort unreglementierter, triebhafter Aktivität und Überraschung, als Ort der Entlastung von Rationalität, Konventionen, Regeln, Scham- und Ekelgefühlen zivilisierten Lebens, aus dem man vorübergehend ausbrechen möchte. So sieht der deutsche Survival-Experte Rüdiger Nehberg im Regenwald nicht wie viele andere eine „grüne Hölle“, sondern eine „Herausforderung: kein Meter ohne Überraschung, gefüllte Speisekammer, action pur – grünes Paradies“.²⁴

Zuletzt soll noch erwähnt werden, dass Waldwildnis statt als Gegenwelt mit bestimmten gegenkulturellen Bedeutungen auch wertgeschätzt werden kann als Ort jenseits (gegen)kultureller

Symboliken: als Ort der Freiheit von intersubjektiven Sinngehalten überhaupt.²⁵ Hierzu zuzuordnen sind vermutlich „Visionssuchen“ zur individuellen Selbstheilung und Sinnsuche in der Wildnis, sofern sie die Quelle der „Vision“ nicht in der Wildnis, sondern im Selbst sehen.

ZUNEHMENDES UNBEHAGEN IN DER KULTUR?

Gemäß der hier entwickelten Interpretation, was Waldwildnis ist und warum sie wertgeschätzt wird, müsste die in den vergangenen Jahren offenbar zunehmende Sehnsucht nach ihr Ausdruck eines wachsenden „Unbehagens in der Kultur“ sein. Dieses Unbehagen dürfte vor allem für ihre Grundbedeutung „Ordnung“ zutreffen, insofern in unserer Gesellschaft Gefühle sozialer, politischer, ökonomischer und kultureller Verunsicherung zunehmen und eine problematische Individualisierung, Entsolidarisierung und Beschleunigung gesellschaftlichen Wandels empfunden wird.²⁶ Spiegeln müssten sich diese Gefühle in einem zunehmenden Interesse vor allem an „Waldwildnis als Ort guter ursprünglicher Ordnung“: Bücher, die natürliche Wälder als dauerhaft stabile, solidarische Gemeinschaften von Bäumen und anderen Organismenarten beschreiben, sind derzeit Bestseller.

Für die Grundbedeutung „Freiheit“ könnte man spekulieren: Der „Freiheitsindex Deutschland 2017“ konstatiert eine seit 2011 insgesamt zunehmende Wertschätzung von Freiheit, aber auch, dass die Bürgerinnen und Bürger in den vergangenen Jahren verstärkte staatliche Einschränkungen von privaten Freiheiten angesichts von Bedrohungen wie Terrorismus und Extremismus in Kauf nehmen.²⁷ Diese Entwicklung könnte eine Sehnsucht nach „Waldwildnis als Ort der Freiheit“ fördern, an dem solche Einschränkungen praktisch nicht existieren.

THOMAS KIRCHHOFF

hat Landschaftsplanung und Philosophie studiert. Er ist Post-Doc-Wissenschaftler an der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft e. V. – Institut für interdisziplinäre Forschung (FEST) in Heidelberg und Privatdozent für Theorie der Landschaft an der Technischen Universität München. Seine Forschungsschwerpunkte sind lebensweltliche und wissenschaftliche Naturauffassungen. thomas.kirchhoff@fest-heidelberg.de

22 David J. Rapport, *Answering to Critics*, in: ders. et al. (Hrsg.), *Ecosystem Health*, Malden 1998, S. 41–50, hier S. 46.

23 Dieser Wertschätzung liegt eine perfektionistisch-organisatorische Naturauffassung zugrunde, die keine Basis in – heutzutage noch anerkannten – naturwissenschaftlichen Theorien hat. Vgl. Thomas Kirchhoff, *Die Konzepte der Ökosystemgesundheit und Ökosystemintegrität. Zur Frage und Fragwürdigkeit normativer Setzungen in der Ökologie*, in: *Natur und Landschaft* 9–10/2016, S. 464–469. Somit liegt es nahe, diese Wildnisauffassung als eine verwissenschaftlichte Reformulierung der oben beschriebenen rationalistischen Philosophien zu deuten.

24 Rüdiger Nehberg/Target, *Abenteuer Urwald*, o.D., www.target-human-rights.com/HP-07_vortraege/index.php?p=vortrag02.

25 Vgl. Martin Drenthen, *The Paradox of Environmental Ethics. Nietzsche's View of Nature and the Wild*, in: *Environmental Ethics* 2/1999, S. 163–175.

26 Siehe z. B. Heinz Bude, *Das Unbehagen in der bürgerlichen Mitte*, in: *APuZ* 49/2014, S. 44–48.

27 Vgl. Ulrike Ackermann (Hrsg.), *Freiheitsindex Deutschland 2017*, Frankfurt/M. 2017.

HOLZWEGE IN VENEZUELA

Der Tropenwald als soziale Landschaft

Martina Grimmig

Der Tropenwald ist ein Ort, der vielfältige Sehnsüchte, Begierden und Ängste hervorruft. Als „Urwald“ ist er das Symbol unberührter Natur schlechthin, als Lebensraum indigener Völker Ort des Wilden und Fremden, als Ressourcenraum Ziel von Goldgräbern, Holzunternehmen und Ölfirmen. Tropeninseln in Brandenburg und Indoor-Regenwälder wie das „Eden Project“ in Cornwall vermarkten diese moraldurchdrungenen Vorstellungen. Zugleich sind auch zivilgesellschaftliches Interesse und Engagement für die Vielfalt tropischer Wälder gerade in Deutschland weitverbreitet. Jedes Schulkind lernt die globale Bedeutung dieser ökologisch wertvollen und gefährdeten Natur kennen, und kein anderes bedrohtes Biotop vermochte über die vergangenen Jahrzehnte so viel Spendengeld und politische Energie zu seinem Schutz zu mobilisieren wie die schwindenden Tropenwälder des globalen Südens.⁰¹

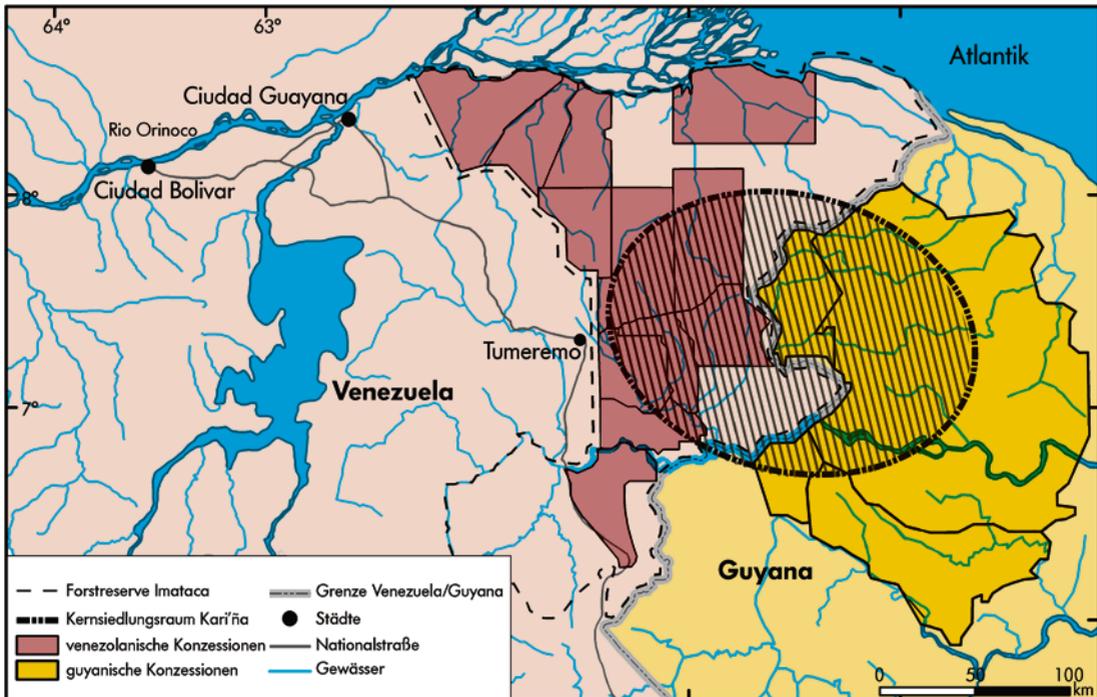
Dennoch schreitet der Verlust dieser Wälder fast ungebremst voran. Während der vergangenen zwei Dekaden gingen jährlich um die acht Millionen Hektar Tropenwald verloren, das heißt in etwa alle fünf Jahre Wälder von der Gesamtfläche der Bundesrepublik Deutschland.⁰² Im Amazonas- und Kongobecken sowie im Inselarchipel Indonesien schrumpfen die Wälder vor allem zugunsten von Viehweiden, Soja- und Palmölplantagen sowie holzwirtschaftlicher Nutzung. Alle Warnungen und politischen Initiativen der vergangenen Jahrzehnte scheinen in dieser Frage bisher wirkungslos zu verpuffen, gleich ob sie sich auf die drohende Ausrottung unserer nächsten biologischen Verwandten, der Menschenaffen, beziehen oder auf den Verlust biologischer Vielfalt, die wertvolles Ausgangsmaterial für die Entwicklung neuer Arzneien und biologischer Wirkstoffe bildet. Und auch die Initiativen zur Verbesserung der Lage indigener Menschen, die in diesen Wäldern leben, haben nicht die Fortschritte erbracht, die viele sich im Gefolge der Weltumweltkonferenz von Rio de Janeiro 1992 erhofften.

Heute ist es vor allem der globale Klimawandel, der die Tropenwälder neu ins politische Bewusstsein gerückt hat, mit ihrem Potenzial zur Bindung von Kohlenstoff und der möglichen Vermeidung zusätzlicher Treibhausgasemissionen, die mit der Entwaldung und Trockenlegung von Torfböden einhergehen. Im Rahmen der UN-Klimakonvention sind daher spezielle Initiativen zur Reduktion von Treibhausgasemissionen durch die Vermeidung von Entwaldung entwickelt worden. Dazu gehören Zahlungen für Ökosystemleistungen, etwa für den Erhalt von Wäldern als CO₂-Senken (REDD+).⁰³ Diese Ansätze werden gestützt von dem umwelt- und energiepolitisch gerahmten Leitbild einer grünen Ökonomie, die Natur- und Klimaschutz mit neuen Formen der Wertschöpfung verbinden will.

Der Schutz tropischer Wälder vollzieht sich dabei nicht mehr im Widerstreit mit wirtschaftlichen Interessen und kommerziellen Nutzungen, sondern ist als konstitutives Element dieser Inwertsetzung eingeschrieben. Manche Kritiker sehen in dieser neuen Verknüpfung von Umweltpolitik und Ökonomie die hegemoniale Verfestigung einer ökologisch destruktiven „imperialen Lebensweise“.⁰⁴ Unbestritten ist sicherlich, dass der Tropenwald hier in einen sehr abstrakten Problem- und Verwertungszusammenhang eingebunden wird, der von nüchternem Kalkül geprägt ist. Dieses schließt auch die Rolle lokaler und indigener Gemeinschaften in Tropenwäldern ein, die in solchen Szenarien vor allem als potenzielle Anbieter von Ökosystemleistungen Beachtung finden. Die Möglichkeiten einer umfassenden Teilhabe und eines emanzipatorischen Einschlusses indigener Völker in die globale Klimapolitik sind dabei kaum zu erahnen.

SPERRIGE REALITÄTEN

Die vielschichtigen Entwicklungen in den Wäldern der Sierra Imataca im Südosten Venezuelas – dem Feld meiner ethnologischen Forschung und Gegenstand der folgenden Ausführungen – lassen



Nutzungskonflikte in den Wäldern des Sierra Imataca.

Quelle: Eigene Darstellung.

sich weder mit der Vorstellung eines bedrohten Naturparadieses angemessen verstehen, mit der die großen Umweltorganisationen in ihren Regenwaldkampagnen meist arbeiten, noch mit der Rettungslogik einer grünen Inwertsetzung, wie sie in den globalen Klimaforen verhandelt wird.⁰⁵ Die Region steht seit Jahrzehnten im Zentrum von Konflikten um natürliche Ressourcen, Tropenwaldzerstörung, indigene Rechte und Naturschutz. Hier liegen nicht nur bedeutende Zonen forstwirtschaftlicher und bergbaulicher Nutzung, die Waldregion zählt weltweit auch zu den wichtigsten Hotspots biologischer Vielfalt.

In der Region leben – nicht zuletzt – verschiedene indigene Bevölkerungsgruppen, darunter Angehörige der Kari'ña, die als direkte Nach-

fahren der einst von den Spaniern gefürchteten Kariben gelten.⁰⁶ Sie geben heute in vielerlei Hinsicht das Bild einer verlorenen und traumatisierten Kultur ab. Inmitten riesiger Forstkonzessionen und zahlreicher Zonen handwerklicher Goldgewinnung leben sie zurückgezogen in verstreuten und äußerlich sehr armselig wirkenden Gehöften weitgehend subsistent in und von dem, was der Wald und ihre kleinen Brandrodungsfelder bieten. Erreichbar sind ihre Siedlungen über eine unasphaltierte Piste, die sich vom Goldgräberstädtchen Tumeremo durch ein welliges Waldareal schlängelt und nach Osten bis an die venezolanisch-guyanische Grenze führt (*Karte*).

Der offizielle Name des letzten kleinen Weilers lautet Bochinche, das bezeichnet umgangssprachlich Unordnung und Chaos, auch ein ausschweifendes Festgelage. Dieses Bedeutungsfeld ist durchaus passend, um die sozialen und ökologischen Zustände in dieser rauen, von dreckiger Arbeit und zerstörerischen extraktiven Energien dominierten Ressourcenfront zu beschreiben. Das gesamte Gebiet ist in Holzkonzessionen auf-

01 Vgl. Michael Flitner (Hrsg.), *Der deutsche Tropenwald: Bilder, Mythen, Politik*, Frankfurt/M. 2000.

02 Vgl. Frédéric Achard et al., *Determination of Tropical Deforestation Rates and Related Carbon Losses from 1990 to 2010*, in: *Global Change Biology* 8/2014, S. 2540–2554.

03 Siehe den Beitrag von Jonas Hein in diesem Heft.

04 Ulrich Brand/Markus Wissen, *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*, München 2017.

05 Vgl. Martina Grimmig, *Goldene Tropen. Die Koproduktion natürlicher Ressourcen und kultureller Differenz in Guayana*, Bielefeld 2011.

06 Vgl. Neil Whitehead, *Lords of the Tiger Spirit. A History of the Caribs in Colonial Venezuela and Guyana*, Dordrecht 1988.

geteilt, von denen die meisten auch aktiv bewirtschaftet werden. Chaos, Gewalt und Zerstörung werden jedoch vor allem mit dem volatilen Goldbergbau in Verbindung gebracht, der im Siedlungsgebiet der Kari'ña weitgehend informell und illegal organisiert ist und immer wieder neue Ströme von Menschen auf der Suche nach Glück und Perspektiven in das Gebiet lockt, darunter viele brasilianische *garimpeiros*.

Auch indigene Gemeinschaften beteiligen sich vielerorts am Goldgeschäft, verdingen sich in Minen oder haben eigene Kooperativen gegründet. Eine Hinwendung zur Goldsuche lässt sich auch bei den Kari'ña in Imataca beobachten, deutlicher noch unter denen, die sich jenseits der Grenze im ehemals britischen Guyana befinden. Neben gravierenden Umweltschäden verursacht der Abbau von Gold, vor allem durch den Einsatz von hochgiftigem Quecksilber, massive gesundheitliche und soziale Probleme. In jüngster Zeit ist die Region in erster Linie durch alarmierende Nachrichten über Malariaepidemien und extreme Gewaltkonflikte negativ in die Schlagzeilen gerückt.

Chaos und Unordnung ebenso wie exzessive Trinkrituale bestimmen denn auch das durchweg problembehaftete öffentliche Bild der Kari'ña in der Region. Sie werden als schwierig, verschlossen, kulturell verarmt und von sozialem Verfall sichtlich geprägte Gruppe beschrieben, die darüber hinaus schlecht organisiert ist und viel streitet. Unabhängig vom moralischen Gehalt verweisen diese Zuschreibungen auf einen in der Tat seltsam disparaten und schwer fassbaren Zustand hin, der Ausgeliefertsein und Ohnmacht beinhaltet, aber auch aktives Ausweichen und Beharrungsvermögen. Zusammen erzeugt dies eine diffuse Widerständigkeit, eine sperrige Art kultureller Resilienz. So fällt gerade angesichts der räumlichen Nähe zur venezolanischen Gesellschaft ins Auge, wie markant die Kari'ña eine soziale Distanz zu ihr wahren. Hinzu kommt, dass die Kari'ña kaum Ansätze zeigen, sich politisch zu organisieren und die Entwicklungen um sie herum mit einem gewissen Gleichmut hinzunehmen scheinen. Entsprechend wenig sind sie auch in die Netzwerke der venezolanischen Indigenen- und Umweltbewegung eingebunden, wie auch indigene Aktivisten aus der Region immer wieder ernüchert feststellen müssen.

Die Kari'ña entsprechen also in vielerlei Hinsicht nicht den gängigen Erzählmustern und Bildern, wie sie in Medien, Wissenschaft und Politik über indigene Tropenwaldbewohner produziert

und zirkuliert werden. Gerade die Aspekte, die weite Sympathien und Anerkennung zu mobilisieren vermögen – Selbstbestimmung, kulturelle Stärke und vor allem ökologische Weisheit – sind hier nicht ohne Weiteres zu finden oder zu entschlüsseln. Fernab jeglicher Tropenromantik fordert ihre Situation stattdessen dazu auf, sich differenzierter mit ihren sperrigen Realitäten zu beschäftigen und feinfühligeren Analysen über die Zusammenhänge von Entwicklung, Kulturwandel und Naturzerstörung zu entwickeln, als sie in dem Bild eines durch Invasion bedrohten Tropenwalds und indigenen Lebensraums transportiert werden. Jenseits einfacher Dichotomien von Natur und Kultur, Tradition und Moderne, Opfer und Widerstand, lokal und global erfordert dies die Berücksichtigung breiterer historischer und politischer Kontexte.

Dabei ändert sich auch der analytische Blick auf natürliche Ressourcen, nämlich weg von der Vorstellung, diese Ressourcen als quasi naturhafte Substanzen mit besonderen Eigenschaften zu sehen, die sie nützlich und wertvoll machen. Vielmehr gilt es jeweils zu bestimmen, wie diese Substanzen als Ressourcen bedeutsam werden. Dies schließt die Betrachtung physischer Stofflichkeit, extraktiver Infrastrukturen und alltäglicher Nutzungspraktiken ebenso ein wie die kultureller Bedeutungsgehalte und gesellschaftlicher Diskurse über Entwicklung, Raum und Nation.⁰⁷

In dieser Perspektive zeigt sich der Tropenwald als dynamische, immer wieder umkämpfte und neu beschriebene Landschaft, in der spezifische und wechselnde Materialitäten (in diesem Fall vor allem Gold, Gummi, Holz, Biodiversität und heute auch CO₂) zu symbolisch dominanten Ressourcen werden, die unterschiedliche politische Ökologien hervorbringen. Diese können miteinander konkurrieren, sich überschneiden und sowohl lokale naturräumliche und soziale Verhältnisse als auch staatliche Visionen von Entwicklung prägen.

Mein Blick richtet sich im Folgenden vor allem auf die Ressource Holz. Sie steht im Zentrum eines bis heute besonders wirkmächtigen Naturregimes, in dem auf geradezu erstaunliche Weise Legitimation für staatliches Handeln erzeugt wird. Dabei werden die Wälder im Hinterland

⁰⁷ Vgl. Tanya Richardson/Gisa Weshkalnys, *Resource Materialities: New Anthropological Perspectives on Natural Resource Environments*, in: *Anthropological Quarterly* 1/2014, S. 5–30.

Guayanas in einen für die nationale Souveränität und Entwicklung geradezu schicksalhaften nationalen Ressourcenraum transformiert. Die Forstwirtschaft wird in diesem Zuge positiv mit staatlichen Ordnungsdiskursen verknüpft, über die sich der Zugriff des Staates auf dieses Gebiet und seine Ressourcen legitimiert. Die Anerkennung indigener Ansprüche und die Artikulation „anderer Ökologien“ werden dadurch erheblich erschwert, wie am Beispiel der Kari’ña deutlich wird.⁰⁸

NATIONALER RESSOURCENRAUM

Venezuelas Wirtschaft ist in hohem Maße vom Export natürlicher Ressourcen abhängig. Die mit Abstand wichtigste Ressource ist das Öl, das die Entwicklung des modernen Venezuela im 20. Jahrhundert maßgeblich geprägt hat. Im Ölreichtum und einer bis heute in weiten Teilen der venezolanischen Gesellschaft tief verankerten Rentenlogik liegt der wichtigste Schlüssel zum Verständnis der politischen und gesellschaftlichen Dynamiken im Land. Wie sehr bereits die satten, sozial befriedeten Aufbruchzeiten der 1960er und 1970er Jahre dabei auf einem trügerischen Phantasma von Fortschritt und Entwicklung aufbauten, hat der Anthropologe Fernando Coronil sehr eindrücklich am Beispiel einer gescheiterten Traktorenfabrik gezeigt.⁰⁹ Die grundlegende Vorstellung, das Öl „auszusäen“ und einen Grundstock für eine diversifizierte und nachhaltige Wirtschaftsentwicklung zu bilden, bleibt auch im postchavistischen und krisengeschüttelten Venezuela eng an eine extraktive Rentenlogik gebunden. So ist es bezeichnend, dass bei allen radikalen politischen Differenzen sowohl Regierung als auch Opposition in Venezuela weiterhin auf die intensive Extraktion natürlicher Ressourcen und den Ausverkauf der Bodenschätze als Weg aus der wirtschaftlichen Krise setzen, eine Politik, die anderenorts nur unter sehr guten politischen Randbedingungen erfolgreich war.

Auch im Reformprojekt der sogenannten Bolivarianischen Revolution bleibt das Land und zumal das Hinterland ein Füllhorn natürlicher Ressourcen, die das Versprechen einer besseren Zukunft in sich tragen. Trotz klarer Eviden-

zen seiner zerstörerischen Kraft gilt der Extraktivismus vielen als probates Mittel, Armut zu bekämpfen und Entwicklung anzukurbeln. Die Hoffnungen liegen dabei einmal mehr auf den ressourcenreichen Tropenwaldregionen südlich des Flusses Orinoko, wo – historisch nicht zufällig – auch die Mehrheit der knapp 600 000 Indígenas in Venezuela lebt. Dort hat der venezolanische Präsident Nicolás Maduro erst 2017 erneut Konzessionsgebiete in großem Stil für transnationales Kapital geöffnet, vor allem zur Förderung von Gold, Diamanten, Eisen, Coltan und Bauxit. Mit über 100 000 Quadratkilometern umfasst dieser *arco minero* nahezu die Hälfte des Bundesstaates Bolívar. Das Gebiet schließt damit die gesamte Kernregion Guayanas ein, einschließlich der weiteren Waldregionen in Imataca, wo viele bedeutende Goldreserven liegen.

Die besondere Bedeutung der Region Guayana im aktuellen Krisendiskurs kann jedoch nicht nur auf ihre besonders privilegierte Ausstattung mit natürlichen Ressourcen zurückgeführt werden. Solche „naiven Geografien“¹⁰ verkennen die vielfältigen historischen und sozialen Antriebskräfte, die Guayana zu einem *defining national space* haben werden lassen, also zu einer für die Bestimmung des Nationalen entscheidenden Region.¹¹

Inbesondere zwei Motive haben die Entwicklung von Guayana historisch geprägt: zum einen die Vorstellung einer an Schätzen enorm reichen Natur, die das Gebiet schon früh in koloniale Fantasien und Kämpfe für Gott, Gold und Ruhm einband und auch den Grundstein für einen anhaltenden Grenzkonflikt legte. Zum anderen durchziehen Motive der Leere und Wildheit koloniale Diskurse über diese Region, die sich in rekonfigurierter Form in den modernen Vorstellungen von wenig erschlossenen, geopolitisch sensiblen Grenzräumen fortschreiben, in dem indigene Bewohner nur wenige Spuren hinterlassen hätten.

Bis weit in das 18. Jahrhundert wurde hier das legendäre El Dorado gesucht; später versuchte das unabhängige Venezuela mit gigantomanischen Kolonisierungsprojekten die schlummernde Brache zum Leben zu erwecken. Gerade weil viele frühe-

08 Philippe Descola, *Die Ökologie der Anderen. Die Anthropologie und die Frage der Natur*, Berlin 2014.

09 Vgl. Fernando Coronil, *The Magical State. Nature, Money, and Modernity in Venezuela*, Chicago 1997.

10 Gavin Bridge, *Resource Triumphalism: Postindustrial Narratives of Primary Commodity Production*, in: *Environment and Planning A* 33/2001, S. 2149–2172, hier S. 2154.

11 Vgl. Sarah Radcliffe, *Imaginative Geographies, Postcolonialism, and National Identities: Contemporary Discourses of the Nation in Ecuador*, in: *Ecumene* 1/1996, S. 23–42.

re Anläufe einer Erschließung Guayanas entweder vollständig im Bereich des Fantastischen verblieben oder über das Niveau lokaler Plünderung beziehungsweise kurzlebiger Zyklen der Ressourcennutzung nicht hinauskamen, wurde die produktive Einverleibung von Guayana zu einer umso wichtigeren und drängenderen nationalen Herausforderung festgeschrieben. Schließlich konnte auch die ab Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Goldsuche nur ganz vereinzelte Entwicklungsimpulse setzen.

Für eine solide und nachhaltige Entwicklung von Guayana schienen erst die Einkünfte einer prosperierenden Ölindustrie erfolgversprechende Bedingungen zu schaffen. Als Schlüssel zur modernen Nationenbildung wurde die industrielle Erschließung dieser vermeintlich unberührten Regionen in den 1960er und 1970er Jahren systematisch vorangetrieben. Die ehrgeizigen Visionen und bald sichtbaren Erfolge dieser *Conquista del Sur*, der Eroberung des Südens, entwickelten weit über das Land hinaus ihre Strahlkraft – nicht umsonst lässt Max Frisch seinen Homo Faber nach Venezuela reisen, um hier Turbinen zu installieren. Auch Ökonomen des Massachusetts Institute of Technology, die bei dieser Erschließung beratend mitwirkten, schwärmten von der gewaltigen Modernisierungskraft dieses Projektes, die binnen weniger Jahre aus einer in ihren Augen buchstäblich unbewohnten Wildnis eine produktive Industrieregion entstehen ließ.

Der Aufbau industrieller Basisindustrien, die Entwicklung städtischer Zentren mit ihrer wachsenden Nachfrage nach landwirtschaftlichen Gütern, die infrastrukturelle Erschließung, die Intensivierung zunächst der Prospektion und Inventarisierung, später dann der Ausbeutung von mineralischen und biotischen Ressourcen sowie der Bau von großen Wasserkraftwerken erzeugten rapide und umfassende Veränderungen bis in die letzten Siedlungen hinein. Auch die indigene Bevölkerung selbst wurde zum Objekt entwicklungspolitischer Maßnahmen: Mittels sogenannter *empresas indígenas* sollte sie produktiv in die Nation eingebunden werden. Diese Strategie erwies sich schnell als ein Holzweg im übertragenen Sinn. In der historischen Rückschau gilt dies wohl für die gesamte Entwicklung des venezolanischen Guayana und schon gar für die forstliche Erschließung der dortigen Wälder, die beide bis heute problembeladen bleiben.

Folgenreich für viele indigene Gruppen war die Ausweisung großer Forstreserven im Hinterland des neu entstehenden industriellen Entwick-

lungspols Ciudad Guayana, wo eine ökonomisch und sozial nur wenig angeschlossene Lage entstand, eine neue Peripherie der Peripherie. So ist das Siedlungsgebiet der Kari'ña seit 1961 offiziell eine Forstreserve, die etwa die Größe Baden-Württembergs hat und zunächst bezeichnenderweise den Namen El Dorado trug.¹² Der Staat reservierte sich damit den zukünftigen Zugriff auf diese Wälder. Zugleich konnte mit der Ausweisung einer Forstreserve zumindest formal eine gewisse staatliche Präsenz und Kontrolle in diesem „leeren“ und angesichts der schmerzvollen Niederlage im Grenzstreit mit Britisch-Guyana als besonders verwundbar geltenden Grenzraum manifestiert werden. Der Zugriff erfolgte dabei weitgehend unabhängig von der indigenen Bevölkerung, die mit ihren flüchtigen Siedlungsstrukturen nicht ernst genommen wurde, zumal ihre Loyalität zur Nation als widerständige Grenzgänger so oder so fraglich erschien.

Die positive Rahmung des Forstwesens als ordnende Kraft in der Herstellung von Staatlichkeit in der Peripherie verfestigte sich, als bedingt durch wirtschaftliche Krise und Struktur Anpassungsmaßnahmen in den 1980er Jahren die forstliche Erschließung in großem Maßstab begann. Die Verhältnisse und materiellen Praktiken in diesem Feld der Ressourcennutzung sind dem positiven Image der Forstwirtschaft durchaus zuträglich. So wird die kommerzielle Holzgewinnung in Imataca vor allem von nationalen Unternehmen betrieben, sie ist nicht auf Rodungen größerer Flächen, sondern auf die selektive Entnahme von Werthölzern ausgerichtet, und daher trotz enormen Flächenanspruchs vergleichsweise überschaubar und geordnet. Dies erklärt die bis heute hohe Legitimität der forstlichen Erschließung der Region, gerade im Kontrast zum Goldbergbau oder der historischen Gummigewinnung.

Gemessen an ihrem eigenen formulierten Anspruch als Motor einer nachhaltigen Regionalentwicklung sind die Erfolge der Forstwirtschaft allerdings sehr bescheiden.¹³ Die Holzgewinnung bringt der lokalen Bevölkerung meist nicht mehr als den Staub, den die mit Stämmen und Brettern beladenen Lastwägen aufwirbeln, wie eine Stu-

¹² Vgl. Susanna Hecht, Tropische Biopolitik – Wälder, Mythen, Paradigmen, in: Michael Flitner/Christoph Görg/Volker Heins (Hrsg.), *Konfliktfeld Natur. Biologische Ressourcen und globale Politik*, Opladen 1997, S. 247–274.

¹³ Vgl. Christoph Aicher, *Forstpolitik in Venezuela. Vom Misserfolg erfolgreicher Politik*, Dresden 2001.

die über die Region Ende der 1990er Jahre trocken feststellte.¹⁴ Spuren forstwirtschaftlicher Degradation sind allgegenwärtig, äußerlich sichtbar für den Besucher vor allem die vielen Schneisen, Rodungen und Wege, die von Forstunternehmen zu Transportzwecken, für Arbeitercamps und Baumschulen angelegt werden und die das Terrain und mit ihm die Subsistenzaktivitäten der Kari'ña systematisch durchschneiden. Nicht ohne Grund zählt die Ethnologin Anna Tsing, die hier ihre eigene Felderfahrung in Kalimantan verarbeitet, verlassene Holzwege zu den „trostlosesten Orten der Welt“.¹⁵

PREKÄRE TERRITORIALITÄT

Die Wirkungsmacht der positiven Rahmung der Holzwirtschaft zeigt sich nicht nur ganz materiell in den Grenzziehungen, territorialen Einteilungen und institutionellen Praktiken der staatlichen Forstpolitik. Sie wirkt auch auf die wahrgenommenen Artikulationsmöglichkeiten der indigenen Bevölkerung in dieser Region zurück, die Schwierigkeiten hat, sich vernehmbar gegen die kommerzielle Holznutzung zu wehren, schon gar, wenn sie – wie die Kari'ña – ohnehin kaum als handlungsmächtiger und (öko)rhetorisch versierter Akteur in Erscheinung tritt. Gravierende Folgen hat dies insbesondere für die kritische Frage indigener Landrechte. Hier tritt eine Reihe von Widersprüchen zutage, die die Möglichkeiten der Anerkennung kultureller Differenz und daraus entstehender Rechtsansprüche bezogen auf die Kari'ña ganz grundsätzlich infrage stellen. Diese Widersprüche fallen heute umso mehr ins Auge, als sich die politische Situation indigener Gemeinschaften unter Chávez entscheidend verbessert hat und die aktuelle Verfassung ihnen auch weitreichende Rechte kultureller Selbstbestimmung und Autonomie sowie Landrechte garantiert.

Ein *erster* Widerspruch liegt in der Tatsache, dass viele indigenen Territorien in sogenannten Sonderverwaltungszonen wie zum Beispiel Forstreserven oder Nationalparks liegen, wie mir einmal ein Rechtsexperte des venezolanischen Umweltministeriums mit einer gewissen naiven Verwunderung erklärte. Als solche sind sie im-

mer auch Gebiete öffentlichen Interesses, was die Vergabe von Eigentumstiteln von vornherein stark einschränkt.

Zweitens behält der Staat sich auch weiterhin ein unangefochtenes Verfügungsrecht über alle unterirdischen Bodenschätze vor, auch in solchen Gebieten, die formal als indigene Territorien anerkannt sind.

Drittens deutet vieles darauf hin, dass bei aller positiven Symbolpolitik die venezolanische Regierung auch weiterhin keine Bereitschaft erkennen lässt, größere zusammenhängende Territorien in den ressourcenreichen Tropenwaldgebieten im Süden des Landes anzuerkennen. Dabei spielen Argumente der inneren und äußeren Gefährdung der nationalen Souveränität eine große Rolle. Der Einschluss der Indigenen in globale Umwelt- und Klimadiskurse verstärkt dies negativ, da diese ihrerseits als problematisch für die nationale Souveränität gedeutet werden.

Viertens und im Fall der Kari'ña entscheidend ist jedoch die Tatsache, dass deren räumliche und soziale Praktiken in einem deutlichen Gegensatz zu den Vorstellungen über indigene Territorialität stehen, die dem gegenwärtigen venezolanischen Recht zugrunde liegen. Dieses geht von einer quasi natürlichen Beziehung zwischen homogenen Gruppen und ihren angestammten „Habitaten“ aus, aus der sich konkrete politische Ansprüche ableiten lassen, wie sie von einigen indigenen Gruppen auch aktiv verfolgt werden. Bei den Kari'ña jedoch offenbarten die wenigen, extern angestoßenen Versuche einer Bestimmung und „Demarkation“ indigenen Territoriums sichtliche Schwierigkeiten, ein solches kulturell klar markiertes Territorium zu beschreiben, teilweise auch Desinteresse oder Unverständnis für dieses Vorhaben.¹⁶ Darin spiegelt sich die prekäre kulturelle Verortung und materielle Verankerung in einem Raum wider, der schon vielfach geräumt, kartiert, geordnet und verändert worden ist.

POSTKOLONIALE KONTAKTZONE

Die jüngeren Veränderungen im Tropenwald der Kari'ña, die aufgrund ihres Ausmaßes und der globalen Verflechtungen höchst sichtbar werden, verleiten leicht zu der trügerischen Vorstellung, die zuvor

¹⁴ Wilfredo Franco, *La situación actual de la reserva forestal Imataca*, Mérida 1997, S. 24.

¹⁵ Anna Lowenhaupt Tsing, *Friction. An Ethnography of Global Connection*, Princeton–Oxford 2005, S. 29.

¹⁶ Vgl. Andrea Scholz, *Die Neue Welt neu vermessen. Zur Anerkennung indigener Territorien in Guayana/Venezuela*, Münster 2012.

bestehenden natürlichen und sozialen Verhältnisse als vergleichsweise stabil und zeitlos anzusehen. Dies gilt umso mehr, als der Tropenwald sich in besonderem Maße als Projektionsfläche für Erzählungen von Ursprünglichkeit und Primitivität darbietet. Dabei haben Arbeiten der historischen Ökologie in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder dafür sensibilisiert, in welchem Maße Umwelten, die uns wild erscheinen, von Eingriffen menschlichen Handelns geprägt und geformt sind. So sind auch die tropischen Regenwälder in weitaus höherem Maße als lange angenommen „anthropogene Wälder“ und damit soziale Landschaften.¹⁷ Gerade in einer größeren historischen Perspektive wird deutlich, in welchem Ausmaß die peripheren tropischen Wälder der Sierra Imataca auch eine Kontaktzone intensiver kolonialer Begegnung darstellen.

Auch in dieser Geschichte spielen natürliche Ressourcen eine tragende Rolle. So spannen sich die oftmals global verknüpften Netzwerke, in die die Kari'ña im Laufe ihrer kolonialen und postkolonialen Kontaktgeschichte eingebunden werden, um bestimmte Ressourcen auf, die jeweils einen materiellen Ankerpunkt vor Ort bilden. Im frühen kolonialen Kontext stand dabei Gold als Generator kollektiver Fantasien im Vordergrund, die – gerade weil das Edelmetall lange flüchtig blieb – als steter Antrieb der kolonialen Expansion wirkten. Schon früh gerieten die Kari'ña dabei zwischen die Fronten rivalisierender Kolonialmächte, wobei sie insbesondere für die niederländischen Kolonialakteure im Osten wichtige Funktionen zunächst als Handelspartner, später als „Buschpolizei“ im kolonialen System übernahmen. Gegenüber der von zivilisatorischem Eifer besessenen spanischen Kolonialmacht leisteten sie dagegen bis weit in das 18. Jahrhundert hinein erbitterten Widerstand, was ihnen den Ruf von wilden und kriegerischen Kannibalen eintrug.

Die koloniale Kontaktgeschichte war keineswegs ein geradliniger Prozess fortschreitender Expansion und Dominanz globaler Kräfte über lokale Kulturen. Vielmehr vollzog sie sich in einem vielschichtigen System, das von Dialog und Kooperation ebenso geprägt war wie von Herrschaft und Widerstand und Bedingungen schuf, in dem sich neue soziokulturelle Formationen herausbilden konnten. So konnten gerade die Kari'ña ihren

Einfluss in dem von Handelsallianzen und kriegerischen Auseinandersetzungen geprägten interethnischen Raum beträchtlich ausweiten. Noch heute lebt das Bild der mächtigen Kariben in den Köpfen und als literarisches Sujet in Venezuela fort.

Erst in dem Maße, wie sie im ausgehenden 18. Jahrhundert sukzessive an Bedeutung für die niederländische Kolonialmacht verloren, ihnen spanische Missionsoffensiven, Krankheiten und Kriege zusetzten, wurden die Kariben buchstäblich an den Rand einer kolonialen Ordnung gedrängt, zu deren Herstellung sie maßgeblich beigetragen hatten. Diese Marginalisierung umfasste nicht nur ihren sozialen Ausschluss, sondern auch eine aktive Verdrängung in ganz materiellem Sinne: Die stark dezimierten Reste überlebender Karibengruppen zogen sich in dieser Zeit in die Waldgebiete des Hinterlandes zurück. In dieser Zeit bildeten sich spezifische soziokulturelle Muster heraus, die bis heute das ethnografische Bild der Kari'ña in Imataca bestimmen: Aus großen, selbstbewussten Nationen mit charismatischen Führerfiguren wurden kleine, zersprengte, isolierte Gruppen, weniger angepasst an die Natur als an ein marginalisiertes Leben auf der Flucht vor externen Kräften. Damit kehren die Kari'ña Anfang des 19. Jahrhunderts als neu naturalisierte Subjekte an ihren nur scheinbar „ursprünglichen“ und aus Sicht der kolonialen Eliten auch natürlicherweise bestimmten Platz im Wald zurück, wo sie dann knapp hundert Jahre später als isolierte und „kulturell vergleichsweise reine Gruppe“ von Ethnologen wiederentdeckt werden.¹⁸

So wundert es auch nicht, dass vor allem die biologisch reichen Grenzwälder Guayanas und Amazoniens heute mit einer hohen kulturellen Vielfalt zusammenfallen. Die Fähigkeit, in den peripheren Nischen und Zwischenräumen ökonomischer Erschließungsfronten zu (über)leben, ermöglichte es den Kari'ña und anderen indigenen Gruppen, den verschiedenen Ressourcenzyklen zu trotzen, auch wenn sie sich weder dem Sog der sich geradezu rauschhaft ausweitenden Goldökonomie, noch der ökologisch destruktiven Gummigewinnung im 19. und frühen 20. Jahrhundert ganz entziehen können. Historische Berichte aus dieser Zeit heben immer wieder die auffallend desolate, ja

17 Vgl. William Balée, *The Culture of Amazonian Forests*, in: ders./Darell Posey (Hrsg.), *Resource Management in Amazonia*, New York 1989.

18 John Gillin, *The Barama River Caribs*, Cambridge 1936, S. 111.

19 Vgl. Mario Blaser, *Ontological Conflicts and the Stories of Peoples in Spite of Europe*, in: *Current Anthropology* 5/2013, S. 547–559.

geradezu moribunde Verfassung der Kari’ña hervor. Während dieser Erschließungswellen bot die politische wie imaginäre Grenzlinie ins benachbarte Britisch Guyana für die Kari’ña jedoch immer auch die Möglichkeit des Rückzugs, und so prägen grenzüberschreitende Migrationen bis heute das Mobilitätsverhalten der Kari’ña. Gegenwärtig ist es vor allem die Goldsuche, die mit ihren fluiden Strukturen enorme soziale Sogkräfte entfaltet, gerade weil sie dem Habitus von Mobilität, Rückzug und Autonomie entgegenkommt.

In dem Maße wie Holzunternehmen und Bergbaukonzerne nun zunehmend die Leere des Waldes füllen und der Mangel an Staatlichkeit, an Grenzsicherheit und „Zivilisation“ schwindet, werden die Zwischenräume, in denen sich die Kari’ña einrichten, weiter transformiert und verengt. In der Fähigkeit, am Rande und in der selbstbestimmten Marginalität zu überleben, liegt vielleicht zugleich der Kern ihrer kulturellen Differenz. Es artikuliert sich darin eine Widerständigkeit, eine „ontologische Politik“.¹⁹ Diese bringt sich hier jedoch gerade nicht öffentlich zum Ausdruck, etwa in kulturellen Ritualen, in Kosmolo-

gien oder in Forderungen nach Land und Autonomie, sondern im Hintergrund, in einer äußerlich reduzierten, ganz eigensinnigen, stark im Tropenwald verankerten Lebensweise. Deren Härte und Verwundbarkeit spiegelt die Gewaltsamkeit der kolonialen Eroberung und Entwicklung bis in die Gegenwart wider. In diesem Sinne lassen sich die Kari’ña weder als Dienstleister für Wald- und Klimaschutz ohne Weiteres vereinnahmen, noch bieten sie sich an als Blaupause für positive Utopien einer anderen Ökologie, wie sie in den aktuellen Debatten um das gute Leben anklingen. Die Anerkennung ihrer Differenz bleibt schwierig.

MARTINA GRIMMIG

ist promovierte Ethnologin. Sie forscht und lehrt am Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft der Universität Bremen zu den Themen historische Anthropologie, Ethnologie natürlicher Ressourcen, postkoloniale Stadt sowie Migration und landwirtschaftliche Arbeit. Ihre Feldforschungen führten sie unter anderem nach Venezuela, Neuseeland und durch Deutschland.
grimmig@uni-bremen.de

Politisch, aktuell und digital

APuZ – auch im ePub-Format für Ihren E-Reader. Kostenfrei auf www.bpb.de/apuz



KLIMASCHUTZ DURCH WALDSCHUTZ?

Eine kritische Bilanz nach zehn Jahren REDD+

Jonas Hein

Auf der UN-Klimakonferenz in Paris 2015 vereinbarte die internationale Gemeinschaft das Ziel, die durch Treibhausgase verursachte globale Erwärmung auf weniger als zwei Grad Celsius im Vergleich zur vorindustriellen Zeit zu begrenzen. Der Schutz von Wäldern gilt als zentral für das Erreichen dieser Vorgabe. Wälder sind aufgrund einer Vielzahl von Eigenschaften relevant für das Klima sowie für die Fähigkeit des Menschen, sich gegenüber Klimaveränderungen anzupassen. So beeinflussen sie etwa die lokale Wasserverfügbarkeit: Waldböden können vergleichsweise viel Wasser aufnehmen und ermöglichen daher die Grundwasserneubildung.⁰¹ Dadurch kann Wald Auswirkungen von Dürren abmildern. Ferner wirken Wälder abkühlend auf ihre unmittelbare Umgebung. Es ist nachgewiesen, dass die Entwaldung auf der indonesischen Insel Sumatra in den vergangenen 16 Jahren zu einem Anstieg der Tagestemperatur um 1,05 Grad Celsius geführt hat. Dieser lokale Temperaturanstieg übersteigt die Effekte der globalen Erwärmung deutlich.⁰²

Waldschutz, die Restauration degradierter Wälder und die Wiederaufforstung ehemals bewaldeter Flächen könnten bis zu 50 Prozent der für das Zwei-Grad-Ziel notwendigen Nettoerduktionen von Treibhausgasemissionen ausmachen.⁰³ Um Treibhausgasemissionen zu vermeiden, die durch Entwaldung ausgelöst werden, ist im Rahmen der internationalen Klimapolitik in den 2000er Jahren ein internationaler Mechanismus geschaffen worden: REDD+ (Reducing Emissions from Deforestation and Degradation, and the Role of Conservation, Sustainable Management of Forests and Enhancement of Forest Carbon Stocks in Developing Countries) soll durch Finanztransfers aus dem globalen Norden in den Süden Anreize für den Waldschutz schaffen.

GRUNDGEDANKE VON REDD+

Die Idee, durch finanzielle Anreize Maßnahmen für den Erhalt von Wäldern zu stimulieren, basiert

im Wesentlichen auf marktbasieren Naturschutzkonzepten. Diese gehen davon aus, dass Umweltprobleme entstehen, weil negative Externalitäten von Produktionsprozessen, wie etwa Treibhausgasemissionen, nicht mit Kosten verbunden sind. Wenn diese jedoch beispielsweise durch die Einführung von Kohlenstoffmärkten in das Marktsystem integriert würden, ließen sich Umweltprobleme lösen, so die Lehrmeinung der Umweltökonomik.⁰⁴

Das Konzept sieht vor, dass Akteure, wie in diesem Fall Waldbesitzer, für Landnutzungspraktiken, die zum Erhalt von Ökosystemdienstleistungen beitragen, Zahlungen von denjenigen Akteuren erhalten, die auf diese Leistungen angewiesen sind – beispielsweise Unternehmen, die aufgrund von gesetzlichen Vorschriften ihren Treibhausgasausstoß kompensieren müssen. Um den Handel mit vermiedenen Emissionen auf Kohlenstoffmärkten zu ermöglichen, werden Emissionsreduktionen, die durch bestimmte Landnutzungspraktiken wie den Waldschutz entstehen, in handelbare Zertifikate umgewandelt. Daraus folgt, dass Ort und Art der Emissionsvermeidung irrelevant werden. Ob sie nun durch Investitionen in erneuerbare Energien oder aus Waldökosystemen gewonnen wurden – die Zertifikate sind eine gleichwertige und homogene Ware, deren Wert alleine durch die vermiedenen Emissionen errechnet wird.

Zahlungen für Ökosystemdienstleistungen und die Idee der Kompensation für entstandene Umweltschäden sind die Grundlage von REDD+. Der Mechanismus wurde als Win-win-Lösung bezeichnet, die es erlaube, sowohl kosteneffizient Treibhausgase einzusparen als auch die ländliche Entwicklung zu fördern und die Artenvielfalt zu schützen.⁰⁵ Folglich zeigten anfangs sowohl Regierungen im globalen Norden, insbesondere Deutschlands, der USA und Norwegens, als auch im Süden sowie Unternehmen wie der Erdölkonzern BP großes Interesse an der Idee.

Kritische Stimmen stellten infrage, inwieweit finanzielle Anreize tatsächlich zu zusätzlichem

Waldschutz führen, und warnten, dass REDD+ Landnutzungskonflikte verschärfen könnte, anstatt zur ländlichen Entwicklung beizutragen. Darüber hinaus wurde kritisiert, dass durch REDD+ die Verantwortung, Treibhausgasemissionen zu reduzieren, in den globalen Süden abgeschoben werde, statt darauf hinzuwirken, dass Emissionen in den Weltregionen reduziert werden, in denen sie überwiegend entstehen.

REDD+ UND DIE KLIMARAHMENKONVENTION

REDD+ geht auf die 11. Vertragsstaatenkonferenz der Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen (UNFCCC) 2005 in Montreal zurück. Dort wurde auf Initiative von Costa Rica und Papua-Neuguinea erstmals über einen Kompensationsmechanismus zur Reduzierung von Emissionen durch Entwaldung in Entwicklungsländern (RED) diskutiert. Zwei Jahre später wurde dieser im Rahmen der 13. Vertragsstaatenkonferenz 2007 in Bali um Maßnahmen zur Verringerung der Waldschädigung sowie zum Walderhalt, zur Verbesserung der Kohlenstoffspeicherfunktion von Wäldern und zur nachhaltigen Waldbewirtschaftung erweitert. Aus RED wurde REDD+, und der Mechanismus wurde in die Bali Roadmap aufgenommen, die den Weg zu einem Nachfolgeabkommen zum Kyoto-Protokoll zur UNFCCC vorgeben sollte, in dem 1997 erstmals verbindliche Zielwerte für die Eindämmung von Treibhausgasemissionen in den Industriestaaten festgelegt worden waren.

Die ersten weitreichenden Vereinbarungen zum REDD+-Mechanismus wurden 2010 auf der 16. Vertragsstaatenkonferenz in Cancun getroffen. Die sogenannten Cancun-Vereinbarungen fordern

Entwicklungsländer zur Formulierung nationaler Strategien zur Reduktion von Entwaldung und Waldschädigung auf sowie Industrieländer, diese Prozesse finanziell zu unterstützen. Zugleich legen sie erstmals soziale und ökologische Richtlinien fest, die Cancun Safeguards, die beispielsweise betonen, dass REDD+ zur Armutsminderung beitragen soll und Rechte und Wissen von indigenen Gruppen und lokalen Gemeinschaften bei den Maßnahmen zu respektieren sind. Ihre rechtliche Verbindlichkeit gilt aber zumindest als umstritten.⁰⁶

2013 wurde auf der Klimakonferenz in Warschau der rechtliche Rahmen für REDD+ in einer internationalen Vereinbarung abgesteckt, die Wald- und Klimaschutz verbindet. Diese sieht beispielsweise vor, dass Entwicklungsländer die Cancun Safeguards im Rahmen ergebnisbasierter Zahlungen umsetzen sollen. Finanztransfers erfolgen also nur dann, wenn die Entwaldung zuvor messbar reduziert wurde. Es bleibt allerdings offen, welche Länder sich an den Finanztransfers beteiligen. Letztendlich ist daher die Frage ungeklärt, wie der Waldschutz und die Bekämpfung der Entwaldung in Entwicklungsländern finanziert werden sollen.

FINANZIERUNGSFRAGE

Allein um Entwaldung und den daraus resultierenden Ausstoß von Treibhausgasen deutlich zu reduzieren, werden laut Schätzungen zwischen 13 und 33 Milliarden US-Dollar jährlich benötigt.⁰⁷ Das Regelwerk der UNFCCC legt lediglich fest, dass Zahlungen ergebnisbasiert erfolgen, verschiedene Finanzierungsquellen genutzt werden sollen und der Green Climate Fund eine wichtige Rolle spielen soll. Seitdem REDD+ in die Klimarahmenkonvention eingebracht wurde, werden verschiedene Finanzierungssysteme diskutiert.

Die Finanzierung über einen möglichen weltweiten Kohlenstoffmarkt könnte bei ausreichender Nachfrage zusätzlichen Waldschutz ermöglichen. Unternehmen oder Staaten, die Emissionen kompensieren möchten, könnten dann Emissionszertifikate aus Waldschutzprojekten kaufen. Eine solche marktbasierende Finanzierung von

01 Vgl. Jennifer Merten et al., *Water Scarcity and Oil Palm Expansion: Social Views and Environmental Processes*, in: *Ecology and Society* 2/2016, www.ecologyandsociety.org/vol21/iss2/art5.

02 Vgl. Clifton R. Sabajo et al., *Expansion of Oil Palm and Other Cash Crops Causes an Increase of Land Surface Temperature in Indonesia*, in: *Biogeosciences* 14/2017, S. 4619–4635.

03 Vgl. Richard A. Houghton/Brett Byers/Alexander Nassikas, *A Role for Tropical Forests in Stabilizing Atmospheric CO₂*, in: *Nature Climate Change* 12/2015, S. 1022f.

04 Vgl. Graciela Chichilnisky/Geoffrey Heal (Hrsg.), *Environmental Markets: Equity and Efficiency*, New York 2000; Stefanie Engel/Stefano Pagiola/Sven Wunder, *Designing Payments for Environmental Services in Theory and Practice: An Overview of the Issues*, in: *Ecological Economics* 4/2008, S. 663–674.

05 Vgl. Nicholas Herbert Stern, *The Economics of Climate Change*, Cambridge 2007.

06 Vgl. Chris Lang, *The Cancun Agreement on REDD: Four Questions and Four Answers*, 18. 12. 2010, www.redd-monitor.org/2010/12/18/the-cancun-agreement-on-redd-four-questions-and-four-answers.

07 Vgl. Charlotte Streck/Charlie Parker, *Financing REDD+*, in: Arild Angelsen et al. (Hrsg.), *Analysing REDD+. Challenges and Choices*, Bogor 2012, S. 111–127.

REDD+ würde aber nicht zu zusätzlichen Emissionsreduktionen führen, da die Emissionszertifikate lediglich zur Kompensation bereits ausgestoßener Treibhausgase eingesetzt werden würden.

Ergebnisbezogene Zahlungen von Industriestaaten an Entwicklungsländer könnten hingegen zusätzliche Emissionsreduktionen ermöglichen. Aber auch das gilt nur, wenn die so erzielten Emissionsreduktionen nicht zur Kompensation von Treibhausgasemissionen in den Industrieländern eingesetzt werden. Bei ergebnisbasierten Zahlungen durch multilaterale Fonds wie dem Green Climate Fund wäre dies ausgeschlossen.⁰⁸ Es bleibt allerdings fraglich, wie multilaterale Akteure ausreichend Mittel zur langfristigen Finanzierung von REDD+ generieren können.

Auch nach dem Klimaabkommen von Paris bleibt die Finanzierungsfrage mit Blick auf REDD+ ungelöst, obgleich Waldschutz und Politiken zur Bekämpfung der Entwaldung erwähnt und die Vertragsstaaten aufgefordert werden, die vorangegangenen Entscheidungen der UNFCCC umzusetzen und nationale Klimaschutzstrategien zu formulieren. Ungefähr ein Drittel der Länder, die das Pariser Abkommen unterzeichnet haben, erwähnen REDD+ in ihren Klimaschutzstrategien. Dabei handelt es sich überwiegend um Länder mit tropischem Regenwald, also um Staaten, die ergebnisbasierte Zahlungen erhalten beziehungsweise im Rahmen eines Kohlenstoffhandelssystems Emissionszertifikate anbieten könnten. Im Gegensatz dazu erwähnt kein einziges Industrieland, dass es Waldschutzvorhaben in Entwicklungsländern finanzieren oder Emissionszertifikate aus Waldschutzvorhaben erwerben möchte. Das anfänglich große Interesse der Industriestaaten an REDD+ scheint zurückgegangen zu sein.

FRAGMENTIERTE STEUERUNG

Neben dem REDD+-Regelwerk der Klimarahmenkonvention sind in den vergangenen Jahren zahlreiche parallele Prozesse zur Umsetzung von REDD+ entstanden. In vielen Ländern des globalen Südens werden verschiedene Wald- und Klimaschutzprojekte umgesetzt, die meist durch bilatera-

le und multilaterale Geber und in geringerem Maße auch durch die Privatwirtschaft finanziert werden. Viele dieser Vorhaben unterstützen politische Reformprozesse, die Länder mit Tropenwäldern auf die kohlenstoffmarktbasierete oder fondsbasierete Finanzierung vorbereiten sollen. Dazu gehören beispielsweise die Formulierung von politischen Strategien zur Entwaldungsreduzierung und die Schaffung gesetzlicher Rahmenbedingungen für den Handel mit Ökosystemdienstleistungen. Auch die Bundesregierung finanziert über verschiedene bilaterale Programme wie REDD Early Movers in mehreren Ländern die Umsetzung von REDD+. Die wichtigsten multilateralen Geber sind die von der Weltbank verwaltete Forest Carbon Partnership Facility und der Bio Carbon Fund.

Viele durch Nichtregierungsorganisationen und die Privatwirtschaft finanzierte Wald- und Klimaschutzprojekte operieren an freiwilligen Kohlenstoffmärkten. Diese entstanden in den 1990er Jahren parallel zu den Verhandlungen zum Kyoto-Protokoll im Zusammenhang mit verschiedenen von Nichtregierungsorganisationen und Unternehmen entwickelten Marktstandards wie dem Climate, Community and Biodiversity Standard (CCBS).⁰⁹ Auf den freiwilligen Märkten werden auch Emissionszertifikate aus REDD+-Projekten gehandelt. Bei diesen Projekten handelt es sich meist um räumlich begrenzte Schutzgebiete oder Aufforstungsvorhaben, die von Nichtregierungsorganisationen und Unternehmen ins Leben gerufen wurden. 2016 betrug das Handelsvolumen für Waldschutz und andere Projekte aus dem Landnutzungssektor lediglich 67 Millionen US-Dollar.¹⁰

Die fragmentierte Struktur von REDD+ zeigt sich auch bei einem Blick auf die unterschiedlichen sozialen Mindeststandards, die von verschiedenen Akteuren bei der Umsetzung von REDD+ genutzt werden. In Bezug auf die Rechte indigener Gruppen verweist die Klimarahmenkonvention lediglich auf die UN-Deklaration über die Rechte indigener Gruppen, während private Standards wie der CCBS vorschreiben, dass vor der Umsetzung von Waldschutzprojekten lokale Gemeinschaften

08 Vgl. Jonas Hein/Karen Meijer/Jean Carlo Rodriguez de Francisco, *What Is the Potential for a Climate, Forest and Community Friendly REDD+ in Paris?*, Deutsches Institut für Entwicklungspolitik (DIE), Briefing Paper 3/2015.

09 Vgl. Jonas Hein/Heiko Garrelts, *Verstrickung und Korrektiv. Zivilgesellschaftliche Akteure und marktbasierete Klimaschutzinstrumente – das Beispiel der Forest Carbon Offsets*, in: Matthias Dietz/Heiko Garrelts (Hrsg.), *Die internationale Klimabewegung: Ein Handbuch*, Wiesbaden, 2013, S. 429–448.

10 Vgl. Kelley Hamrick, *Unlocking Potential, State of the Voluntary Carbon Markets 2017*, Forest Trends' Ecosystem Marketplace, Washington D.C. 2017.

und indigene Gruppen einbezogen werden müssen und diese ihre Zustimmung auch verweigern können. Für Projekte, die von der Bundesregierung finanziert werden, gilt das Menschenrechtskonzept des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

Trotz jahrelanger Verhandlungen verfügt REDD+ bislang also weder über ein einheitliches Finanzierungssystem noch über eine einheitliche Governance. Die Steuerung von REDD+ ist vielmehr hoch fragmentiert.¹¹

ERFOLGREICHER ANSATZ?

Die Klimapolitik und insbesondere die Integration von REDD+ in die Klimarahmenkonvention haben dem Waldschutz große internationale Aufmerksamkeit verschafft. Allein in Indonesien gab es 2012 zum Höhepunkt des REDD+-Booms 37 verschiedene REDD+-Projekte.¹² Auch wenn in zahlreichen nationalen Klimaschutzstrategien REDD+ nach wie vor einen hohen Stellenwert einnimmt, hat die einst als „Win-win-Mechanismus“ gefeierte Idee aber viel von ihrer anfänglichen Dynamik eingebüßt. Die Gründe für das Ende des REDD+-Booms sind vielfältig: Zum einen ist wie beschrieben die Frage der Finanzierung noch ungeklärt, zum anderen berücksichtigt der Mechanismus nicht die Ursachen der Entwaldung. Darüber hinaus ist deutlich geworden, dass Entwaldung und Waldschutz keine politisch neutralen Prozesse darstellen. Vielmehr sind sie eingebettet in die lokale und globale politische Ökonomie und gleichzeitig Teil von ihr.¹³

Nimmt man das in der Abkürzung „REDD“ klar formulierte Ziel als Ausgangspunkt, fällt es schwer, den Mechanismus als erfolgreich zu bewerten. So konnte REDD+ beispielsweise weder in Indonesien noch in Brasilien und Kolumbien zu einem Rückgang der Entwaldung beitragen.¹⁴ Die anfängli-

chen Erfolge in Brasilien gehen auf Umweltpolitiken zurück, die vor der Integration von REDD+ in die Klimarahmenkonvention initiiert wurden.

Gleichzeitig stellt sich allerdings die Frage, inwieweit ein Mechanismus erfolgreich sein kann, der bislang nicht voll umgesetzt wurde und möglicherweise auch nicht umsetzbar ist. Entwaldung wird durch eine Reihe miteinander verknüpfter Prozesse ausgelöst. Sie ist in vielen Fällen ganz unmittelbar Folge der Expansion der landwirtschaftlichen Produktion. Diese ist wiederum unter anderem das Resultat der steigenden Nachfrage nach Palmöl, Soja und Rindfleisch, die stark mit den Konsummustern im globalen Norden verknüpft ist und mit dem Versuch, den Transportsektor durch den Einsatz von Agrartreibstoffen zu dekarbonisieren.

Ein grundsätzliches Problem des anreiz- beziehungsweise marktbasierten Klimaschutzes ist, dass finanzielle Anreize die Opportunitätskosten anderer Landnutzungsformen auszugleichen gedenken. Der Wald beziehungsweise der Waldschutz müssten demnach mindestens so profitabel sein wie andere Formen der Landnutzung. In anderen Worten: Er müsste sich selbst finanzieren und dabei die erwähnten 13 bis 33 Milliarden US-Dollar jährlich generieren. Dass diese Summe zukünftig über Kohlenstoffmärkte, öffentliche Geber oder Fonds finanziert werden kann, ist aus mindestens zwei Gründen unwahrscheinlich: *Erstens* müsste dafür der Kohlenstoffpreis deutlich ansteigen. Zurzeit herrscht beispielsweise auf dem europäischen Markt ein Überangebot aufgrund zu lascher Emissionsbegrenzungen. Höhere Preise wären nur innerhalb eines rechtlich bindenden Handelssystems mit einer strengen Emissionsbegrenzung möglich. Dies lässt sich (zurzeit) politisch nicht realisieren. *Zweitens* wären vermutlich in erster Linie dieselben Akteure in der Lage, diese Zahlungen zu leisten, die auch für die Zerstörung der Wälder verantwortlich sind.¹⁵

Ein weiterer Grund für das Ende des REDD+-Booms ist die Einsicht, dass die verschiedenen Ziele des Mechanismus vielfach miteinander in Konflikt stehen. Auf lokaler Ebene führen Politiken zur Reduzierung der Entwaldung häufig zur Ausweisung neuer Waldschutzgebiete und damit zu weiteren

11 Vgl. Fariborz Zelli et al., Reducing Emissions from Deforestation and Degradation in Peru. A Challenge to Social Inclusion and Multi-Level Governance, *DIE Studies* 85/2014.

12 Vgl. Forest Climate Center, REDD Project List – Indonesia, 26.3.2012.

13 Vgl. Robert Fletcher et al., Questioning REDD+ and the Future of Market-Based Conservation, in: *Conservation Biology* 3/2016, S. 673ff.

14 Vgl. Rhett A. Butler, Brazil: Deforestation in the Amazon Increased 29% Over Last Year, 30.11.2016, <https://news.mongabay.com/2016/11/brazil-deforestation-in-the-amazon-increased-29-over-last->

[year](https://news.mongabay.com/2016/11/brazil-deforestation-in-the-amazon-increased-29-over-last-); Ashley Enrici/Klaus Hubacek, Business as Usual in Indonesia: Governance Factors Effecting the Acceleration of the Deforestation Rate after the Introduction of REDD+, in: *Energy, Ecology and Environment* 4/2016, S. 183–196; SINCHI (Instituto Amazónico de Investigaciones Científicas), Orientaciones para reducción de la deforestación y degradación de los bosques, Bogotá 2016.

15 Vgl. Fletcher et al. (Anm. 13).

Beschränkungen bei der Landnutzung. Diese Maßnahmen können, wenn sie mit dem Ausbau staatlicher Kontrollinstanzen einhergehen, also beispielsweise einer konsequenteren Strafverfolgung, zumindest regional Entwaldung reduzieren. Doch sind solche Schritte keineswegs konfliktfrei.¹⁶

LOKALE HERAUSFORDERUNGEN INTERNATIONALER WALDSCHUTZVORHABEN

Das Konfliktpotenzial von Waldschutzmaßnahmen auf lokaler Ebene im Kontext von REDD+ illustrieren etwa die Entwicklungen in der indonesischen REDD+-Pilotprovinz Jambi auf der Insel Sumatra. Hier soll Waldschutz besonders gefördert werden, gleichzeitig ist die Provinz ein wichtiger Standort für den Anbau von Ölpalmen. Jambis Aktionsplan zur Umsetzung von REDD+ betont wie auch die Vereinbarungen der UNFCCC insbesondere die armutsreduzierende Wirkung von REDD+ und die Rechte lokaler Gemeinschaften.

Parallel zu diesem von der Provinzregierung koordinierten Prozess sind in der Provinz verschiedene vor allem durch Nichtregierungsorganisationen initiierte Waldschutzprojekte entstanden. Eines der größten ist das Projekt Hutan Harapan (Wald der Hoffnung). Der Projektträger, das von den Nichtregierungsorganisationen Burung Indonesia, Birdlife International und der Royal Society for the Protection of Birds gegründete Unternehmen Restorasi Ekosistem Indonesia, besitzt seit 2010 eine 100 000 Hektar große Konzession innerhalb des indonesischen Staatswaldes. Das private Waldschutzprojekt wurde unter anderem von der Internationalen Klimaschutzinitiative des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit, der dänischen Entwicklungsagentur DANIDA und der Fluggesellschaft Singapore Airlines unterstützt und verfolgt das Ziel, den Tieflandregenwald zu restaurieren und zu schützen. Dadurch sollen 10 bis 15 Millionen Tonnen Kohlendioxid gesichert und „grüne Jobs“ für die lokale Bevölkerung geschaffen werden.¹⁷

Das Projektgebiet überschneidet sich jedoch mit Flächen, die von indigenen Gruppen und Kleinbauern beansprucht werden, die zumindest teilweise bereits vor Projektbeginn hier lebten. Kleinbauern und die indigenen Batin Sembilan verfügen jedoch über keine Landtitel oder nur über Landtitel, die von den Dorfgemeinschaften ausgestellt wurden. Diese wurden jedoch vom zuständigen Forstministerium und auch vom Projektträger nicht anerkannt.

Mit einigen Familien der Batin Sembilan konnte der Projektträger Naturschutzvereinbarungen treffen. Die Präsenz der Kleinbauern im Projektgebiet wurde jedoch vom Projektträger als Gefahr für die Integrität des Ökosystems aufgefasst. Einige Kleinbauern, die die neuen Landnutzungsregeln des Projektträgers nicht akzeptieren wollten, wurden zum Verlassen des Projektgebietes aufgefordert. In der Folge kam es insbesondere zwischen 2010 und 2013 zu teils gewalttätigen Landkonflikten zwischen Kleinbauern, die unter anderem vom transnationalen Kleinbauernverband La Via Campesina unterstützt werden, der sich weltweit für Ernährungssouveränität und Klimagerechtigkeit einsetzt, den Projektträgern und der Forstpolizei. Im Zuge des Konflikts werfen sich die Konfliktparteien gegenseitig Entführungen und die Zerstörung von Eigentum vor. Einige Kleinbauern und Vertreter von La Via Campesina erwähnen zudem Versuche gewalttätiger Vertreibungen durch private und staatliche Sicherheitskräfte. Darüber hinaus klagen sie, dass sie nicht vor Projektbeginn konsultiert wurden und ihnen auch keinerlei Mitsprache bei der Projektdurchführung ermöglicht wurde.¹⁸

Der skizzierte Konflikt um den Wald der Hoffnung zeigt die Komplexität von Naturschutzvorhaben auf der lokalen Ebene. Die Konfliktursachen sind hier zunächst eine ungleiche Landverteilung, Widersprüche zwischen Gewohnheitsrecht und nationalem Recht sowie zwischen verschiedenen staatlichen Ebenen, die Landbesitz legitimieren. Darüber hinaus ist es in der Region im Kontext der massiven Ausweitung der agroindustriellen Ölpalmproduktion bereits zu zahlreichen gewalttätigen Landkonflikten gekommen.¹⁹ Verschärft wurde diese in vielen pe-

¹⁶ Vgl. Jonas Hein, *Rescaling Conflictive Access and Property Relations in the Context of REDD+ in Jambi, Indonesia*, Dissertation, Georg-August-Universität Göttingen 2016.

¹⁷ Vgl. Internationale Klimaschutzinitiative, *Harapan Rainforest – Pilothafte Restauration eines Degradierten Waldökosystems auf Sumatra*, November 2016, www.international-climate-initiative.com/de/projekte/weltkarte-und-projektliste/details/272 (17. 10. 2017).

¹⁸ Vgl. Hein (Anm. 16).

¹⁹ Vgl. Stefanie Steinebach, „Today We Occupy the Plantation – Tomorrow Jakarta“: Indigeneity, Land and Oil Palm Plantations in Jambi, in: Brigitta Hauser-Schäublin (Hrsg.), *Adat and Indigeneity in Indonesia – Culture and Entitlements between Heteronomy and Self-Ascription*, Göttingen 2013, S. 63–70.

riperen Regenwaldlagen nicht ungewöhnliche Ausgangslage durch das Waldschutzprojekt und dessen transnationale Komponente. Es wird deutlich, dass die Unterstützung von Waldschutzprojekten durch europäische Regierungen eng mit Fragen der Klimagerechtigkeit verknüpft ist. Einige der protestierenden Kleinbauern vor Ort stellten diese Verbindung her und argumentierten, dass ihr Land nicht die Treibhausgastoilette der reichen Länder sei und der Klimawandel zunächst im globalen Norden bekämpft werden müsse.²⁰

Demgegenüber ist allerdings auch festzuhalten, dass einige Batin Sembilan von den Naturschutzvereinbarungen profitieren und auch Kleinbauern zumindest indirekt vom Waldschutz profitieren könnten. Denn die Ausweitung der Ölpalmproduktion führt in der Region bei länger anhaltenden Trockenphasen zu Wasserknappheit, von der insbesondere ohnehin marginalisierte Akteure betroffen sind.²¹ Viele Kleinbauern klagen, dass vor dem Ölpalmboom auch in Dürrejahre Wasser verfügbar war. Gemeinschaftliche kommunale Waldbewirtschaftung statt privatisierter Formen des Naturschutzes und die Förderung nachhaltiger Agroforstsysteme könnten tatsächliche Alternativen zum agroindustriell dominierten Entwicklungsmodell des ländlichen Sumatras schaffen.

FAZIT

Zwar konnte REDD+ bisher nicht wesentlich zur Reduktion der Entwaldung beitragen. Aber die Diskussionen über den Mechanismus haben zu einer erhöhten Aufmerksamkeit für den Waldschutz sowie für die Rechte von lokalen Gemeinschaften und indigenen Gruppen geführt. Die bisherige Governance von REDD+ ist höchst fragmentiert und basiert im Wesentlichen auf rechtlich nicht bindenden Entscheidungen der UNFCCC, privaten Standards und den Regeln multilateraler und bilateraler Geber. Der beschriebene Konflikt um den Wald der Hoffnung zeigt aber, dass die Existenz von Mindest-

standards und menschenrechtsbasierter Entwicklungszusammenarbeit nicht ausreicht, vielmehr ist deren tatsächliche Anwendung entscheidend.

Waldschutz ist kein unpolitischer Prozess, sondern von Zielkonflikten geprägt.²² Folglich können nicht alle involvierten Akteure von REDD+ profitieren. Für Unternehmen, die künftig nach kosteneffizienten Formen der Kompensation für Treibhausgasemissionen suchen, oder für Nichtregierungsorganisationen, die zusätzliche Finanzmittel für den Waldschutz zu generieren hoffen, schafft der Mechanismus Vorteile. Inwieweit dadurch aber tatsächliche Vorteile für den Klimaschutz und die lokale Bevölkerung entstehen, ist fraglich. In Regionen, die durch extreme strukturelle Ungleichheit und unklare Landrechte gekennzeichnet sind, könnte REDD+ bestehende Ungerechtigkeiten und soziale Konflikte verschärfen, anstatt zur Armutszureduzierung beizutragen. Kleinbauern und indigene Gruppen könnten durch die Ausweitung von Schutzgebieten und der gleichzeitigen Expansion der Agroindustrie noch weiter marginalisiert werden. So könnten jene Akteure, die besonders wenig zum Klimawandel beigetragen haben, zukünftig nicht nur von seinen Folgen, sondern auch von möglichen negativen Implikationen von klimapolitischen Maßnahmen betroffen sein.²³

Trotz aller berechtigter Kritik und dem mangelnden Erfolg von REDD+ sollte man den Ansatz nicht komplett abschreiben. Er sollte vielmehr als Transfermechanismus zur Förderung von Klimagerechtigkeit weiterentwickelt werden, also zur Förderung von nachhaltiger ländlicher Entwicklung in peripheren Regenwaldrandlagen und nicht als Kompensationsmechanismus für Industrieländer oder Unternehmen. Entwaldung wird auch in Europa durch Konsummuster und die Nachfrage nach Agrartreibstoffen verursacht. Daher wäre eine angemessene Beteiligung des globalen Nordens an den Kosten des Waldschutzes ein angemessener Beitrag zum Wald- und Klimaschutz.

²⁰ Vgl. Hein (Anm. 16).

²¹ Vgl. Merten et al. (Anm. 1).

²² Vgl. Thomas O. McShane et al., *Hard Choices: Making Trade-Offs between Biodiversity Conservation and Human Well-Being*, in: *Biological Conservation* 3/2011, S. 966–972.

²³ Vgl. Britta Horstmann/Jonas Hein, *Aligning Climate Change Mitigation and Sustainable Development Under the UNFCCC: A Critical Assessment of the Clean Development Mechanism, the Green Climate Fund and REDD*, Bonn 2017.

JONAS HEIN

ist Postdoktorand am Institut für Geographie der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und arbeitet derzeit zur politischen Ökologie des Natur- und Klimaschutzes.

hein@geographie.uni-kiel.de

GRUNDLAGEN DER SUPRANATIONALEN WALDPOLITIK

Daniela Kleinschmit

Mehr als rund 40 Millionen Quadratkilometer der Erde sind bewaldet. Der Wald besitzt wesentliche klimatische und ökologische Funktionen, zum Beispiel als Senke für CO₂-Emissionen, und beheimatet einen Großteil der global vorkommenden Pflanzen- und Tierarten. Für den Menschen ist er Nahrungs- und Rohstofflieferant und hat zugleich historische, spirituelle und ästhetische Werte.

Obwohl die Waldfläche in manchen Regionen der Erde, beispielsweise in Europa, seit einigen Jahren wieder zunimmt, zeigen Statistiken einen stetigen Rückgang der weltweiten Waldflächen. In einigen Ländern findet eine völlige Entwaldung statt, in anderen werden Naturwälder in intensiv bewirtschaftete oder Plantagenwälder umgewandelt. Der Rückgang der Waldflächen der Erde hat weitreichende Folgen: für Klimaentwicklung, Biodiversität, Nahrungsbereitstellung, Wasserqualität und -quantität und damit über nationale Grenzen hinaus für Ökosystem und Menschen.

Auch die Ursachen des Waldrückgangs sind globaler Natur. Dabei sind in Abhängigkeit von politischer Situation, ökonomischen oder anderen Einflüssen weniger einzelne, sondern vielmehr das Zusammenspiel verschiedener Faktoren ausschlaggebend. Dazu gehören unter anderem die industrielle Landwirtschaft, Kahlschläge durch industrielle Forstwirtschaft in Verbindung mit globalen Märkten, aber auch der Ausbau von Straßennetzen.⁰¹

Um diese globalen Problemstellungen zu bearbeiten, hat sich mit dem übergeordneten Ziel einer nachhaltigen Waldbewirtschaftung – verstanden als die Bewahrung der ökologischen, ökonomischen und sozialen Funktionen des Waldes heute und in der Zukunft – in den vergangenen Jahrzehnten auf supranationaler Ebene ein komplexes Waldregime herausgebildet, das sich aus verschiedenen internationalen und regionalen Normen, Strategien und Prozessen zusammensetzt. Diese nur zum Teil rechtlich binden-

den Instrumente betreffen jedoch nicht alle in erster Linie den Wald und dessen Bewirtschaftung. Zunehmend ist die supranationale Waldpolitik bestimmt durch Politiken anderer Sektoren, beispielsweise durch Biodiversitäts- oder Klimapolitik. Des Weiteren ist auch in der Waldpolitik ein Wandel von einer rein staatlichen politischen Steuerung zu einer Steuerung durch ein Netzwerk von staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren zu beobachten. Das soll im Folgenden dargestellt werden.

MEILENSTEINE INTERNATIONALER WALDPOLITIK

Lange Zeit wurden Wälder als rein ökonomische Objekte betrachtet, die Einkommen für ihre Eigentümer und Anteile am Bruttosozialprodukt generieren.⁰² Die Eigentumsverhältnisse, denen Wälder unterliegen, werden durch innerstaatliche Gesetze geregelt. Damit ist Waldpolitik zunächst eine nationalstaatliche Angelegenheit.

Erst in den 1980er Jahren rückte mit der zunehmenden Wahrnehmung von Umweltproblemen auch der weltweite Rückgang der Waldflächen und die Verschlechterung der weltweiten Waldsituation in das öffentliche Bewusstsein, und es wurden Verbindungen zur Luftverschmutzung, zum Verlust der Artenvielfalt und zum Klimawandel hergestellt. Von nun an war der Waldsituation ein Platz auf der internationalen politischen Agenda gesichert.

Im Lichte des weltweiten Aufrufs von Umweltverbänden zum Tropenholzboykott konzentrierten sich die internationalen Bemühungen unter dem Dach der Vereinten Nationen zunächst auf den Tropenwald. 1985 schaffte die internationale Gemeinschaft mit dem Tropical Forestry Action Plan einen Rahmen für forstwirtschaftliche Programme zur Nutzung von Tropenwäldern auf nationalstaatlicher Ebene. Bereits zwei Jahre zuvor war mit dem Internationalen Tropen-

holzübereinkommen (ITTA) ein erstes internationales, rechtlich bindendes Abkommen über den Handel mit Tropenholz verabschiedet worden, mit dem Ziel, den Handel mit legal geschlagenem tropischen Holz aus nachhaltiger Waldnutzung zu fördern und den Schutz von tropischen Wäldern und ihren genetischen Ressourcen voranzutreiben. Obwohl 1986 die International Tropical Timber Organisation (ITTO) gegründet und das ITTA 1994 und 2006 neu aufgelegt wurde,⁰³ blieben die Erfolge für den Waldschutz hinter den gesteckten Zielen zurück: Im zwischenstaatlichen Gremium der ITTO hängt das Stimmgewicht der Mitgliedsstaaten von ihrem Anteil am weltweiten Handel mit tropischem Holz ab, sodass das ITTA in erster Linie ein Handelsabkommen bleibt.⁰⁴

Zu Beginn der 1990er Jahre mündeten diese Bemühungen in die Forderung nach einer globalen, rechtlich bindenden Konvention für alle Wälder. Hier sollte 1992 der Erdgipfel in Rio de Janeiro den Durchbruch bringen. Dieser blieb jedoch aus. Die Sorge, die staatliche Souveränität durch ein Verständnis von Wald und insbesondere tropischem Wald als globales öffentliches Gut eingeschränkt zu sehen, überwog; hinzu kam die Diskrepanz von Erwartungen und Zielen zwischen dem globalen Norden und Süden. Während die Klimarahmenkonvention und die Biodiversitätskonvention in Rio beschlossen werden konnten, endete der Vorstoß für eine Waldkonvention mit einer Einigung auf völkerrechtlich bindende, aber schwache Prinzipien für eine nachhaltige Bewirtschaftung zur Erhaltung der Wälder. Strafen für die Nichteinhaltung wurden dabei nicht vorgesehen.

Nach der Konferenz in Rio wurde das Intergovernmental Panel on Forests gegründet, aus dem das Intergovernmental Forum on Forests hervorging, die eine Vielzahl von Hand-

lungsvorschlägen für eine nachhaltige Waldwirtschaft erarbeiteten. Zu deren Umsetzung wurde im Jahr 2000 das Waldforum der Vereinten Nationen (UNFF) eingerichtet, mit dem auch die Hoffnung verbunden war, doch noch eine globale, rechtlich bindende Waldkonvention zu verabschieden. Trotz entsprechender Verhandlungen konnte sich die Staatengemeinschaft 2007 nur auf das Non-Legally Binding Instrument on All Types of Forests einigen. Zu den Zielen des Instruments gehören die Unterbindung des Walddrückgangs durch eine nachhaltige Forstwirtschaft, die Stärkung der ökonomischen, sozialen und umweltbedingten Funktionen von Wäldern, Maßnahmen zur Ausweitung von geschützten Waldflächen weltweit und die Umkehrung der abnehmenden offiziellen Entwicklungshilfe für nachhaltige Forstwirtschaft.

Die Ergebnisse des Waldforums sind Gegenstand von Kritik aus Reihen der Umweltverbände, aber auch aus dem Forstsektor selbst. Unter anderem wird angezweifelt, dass es tatsächlich ein rechtsverbindliches, starkes Waldabkommen zum Ziel hat. Kritiker sehen diese Institution eher als Platzhalter, der vermeiden soll, dass andere umweltbezogene Politiken zu großen waldbezogenen Einfluss gewinnen und damit die Forstwirtschaft einschränken.⁰⁵

Ein weiterer Vorstoß mit vergleichbaren Zielen, aber bisher ähnlichem Ausgang, ist das von der Ministerkonferenz zum Schutz der Wälder in Europa (Forest Europe) initiierte paneuropäische Ansinnen, ein regionales verbindliches Waldabkommen zu verabschieden. Obwohl sich die europäischen Staaten inklusive Russland in den Verhandlungen zwischen 2011 und 2013 inhaltlich auf bestimmte Ziele der nachhaltigen Forstwirtschaft einigen konnten, stagniert der Prozess seither und wurde eine entsprechende Konvention bis heute nicht unterschrieben. Als Gründe werden formale Faktoren wie die Uneinigkeit in der Frage des Sitzes des Sekretariats angeführt. Das Ausbleiben des Abkommens kommt jedoch den Interessen einiger Länder entgegen.⁰⁶ So hatte Schweden ursprünglich lediglich ein Rahmenab-

01 Vgl. Helmut J. Geist/Eric F. Lambin, *What Drives Tropical Deforestation? A Meta-Analysis of Proximate and Underlying Causes of Deforestation Based on Subnational Case Study Evidence*, Louvain-la-Neuve 2001.

02 Vgl. Helga Pülzl, *Die Politik des Waldes*, Wien 2010, S. 5.

03 Das ITTA 1994 ist das erste völkerrechtlich bindende Abkommen, das das Konzept der nachhaltigen Waldbewirtschaftung nutzt. Vgl. David Humphreys, *NGO Influence on International Forest Negotiations*, in: *Global Environmental Politics* 4/2004, S. 51–54.

04 Vgl. Peter Glück et al., *Core Components of the International Forest Regime Complex*, in: Jeremy Rayner/Alexander Buck/Pia Katila (Hrsg.), *Meeting the Challenges of International Forest Governance. A Global Assessment Report*, Wien 2010, S. 37–55.

05 Vgl. Rastislav Dimitrov, *Hostage to Norms: States, Institutions and Global Forest Politics*, in: *Global Environmental Politics* 4/2005, S. 1–24.

06 Vgl. Daniela Kleinschmit/Peter Edwards, *Die paneuropäische Waldpolitik auf dem Weg zum Regime*, in: *Allgemeine Forst- und Jagdzeitung* 3–4/2013, S. 38–47.

kommen angestrebt, während unter anderem die Niederlande und Großbritannien einen stärkeren Naturschutzaspekt erwartet hatten.

Vereinfacht kann die internationale Waldpolitik als ein Prozess von halbherzigen Versuchen charakterisiert werden, eine gemeinsame Politik in Angriff zu nehmen. Eine solche Zusammenfassung simplifiziert das Bild jedoch über das angemessene Maß hinaus, trägt sie doch den unermüdlichen Vorstößen einiger Akteure und Länder sowie den partiellen Erfolgen zum Beispiel auf regionaler Ebene keine Rechnung.

EU-WALDPOLITIK

So gibt es etwa auf EU-Ebene einige walddpolitische Fortschritte. Zwar bleibt die Waldpolitik anders als die Umwelt- oder Agrarpolitik der Kompetenz der Mitgliedsstaaten vorbehalten, und die Verträge sehen keine gemeinsame europäische Waldpolitik vor. Aber es gibt eine Reihe verschiedener „weicher“ walddpolitischer Instrumente. Dazu zählen unter anderem die 1998 vereinbarte EU-Forststrategie, die 2013 erneuert wurde, der 2006 angenommene EU-Forstaktionsplan und das 2010 veröffentlichte „Green Paper on Forest Protection and Information“. Diese Dokumente bekräftigen die Bedeutung des Waldes für die Bereitstellung unterschiedlichster Ökosystemdienstleistungen und das Konzept der nachhaltigen Waldbewirtschaftung. Obwohl darin das Prinzip der Subsidiarität in der Waldpolitik anerkannt wird, wittert der Forstsektor in Teilen den Versuch, eine gemeinsame EU-Waldpolitik zu etablieren.⁰⁷

So stellt sich die Waldpolitik auf EU-Ebene wie auf der internationalen und paneuropäischen Ebene als sensibel und konfliktbehaftet dar. Die größte Unterstützung für eine gemeinsame Waldpolitik geht von Mitgliedsstaaten wie Spanien und Portugal aus, deren Waldsektor begrenzt ist und die hoffen, etwa im Falle von Waldbränden finanziell unterstützt zu werden. Die verschiedenen Positionen mit Blick auf eine gemeinsame EU-Waldpolitik sind nicht nur abhängig von der Größe des Waldanteils und der unterschiedli-

chen sozialökonomischen Bedeutung des Waldes in den jeweiligen Mitgliedsstaaten, sondern sind auch kulturell und in der Angst vor einem möglichen Machtverlust über die Wälder begründet.⁰⁸

Der begrenzten Kompetenz in der auf Wald fokussierten Politik der EU stehen zahlreiche nicht primär waldbezogene Politiken gegenüber, die dennoch auf den EU-weiten Wald und seine (Nicht-)Bewirtschaftung wirken. Dazu zählt zum Beispiel die Naturschutzpolitik, in deren Rahmen das zusammenhängende Netz von Schutzgebieten Natura 2000 eingerichtet wurde, die den Umgang mit Waldflächen direkt beeinflusst. Andere Beispiele für walddrelevante Politiken sind etwa Regelungen im Rahmen der Bioenergiepolitik und die Bioökonomiepolitik, die Auswirkungen auf die innereuropäische Nachfrage nach Waldprodukten wie Brennholz oder Holz zur Weiterverarbeitung haben.

Nach außen tritt die EU in internationalen politischen Prozessen als Vertreterin ihrer Mitgliedsstaaten auf – auch in walddpolitisch relevanten Fragen, obwohl die Waldpolitik als solche nicht in ihren Kompetenzbereich fällt. Das erlaubt ihr, durch die internationale Hintertür die Waldpolitik ihrer Mitgliedsstaaten indirekt zu steuern. Zugleich kann die EU nach außen das Ziel verfolgen, durch bilaterale und EU-weite Politiken auf die Waldpolitik von Nicht-EU-Staaten einzuwirken. Das geschieht etwa bei dem Versuch, den Handel mit nicht nachhaltigem und illegalem Holz einzudämmen.

Das 2003 verabschiedete EU-Aktionsprogramm Forest Law Enforcement, Governance and Trade (FLEGT) verfolgt das Ziel, ausschließlich legal produziertes Holz auf dem europäischen Markt zuzulassen. Dadurch sollen in den Holz produzierenden Staaten entsprechende politische Rahmenbedingungen begünstigt werden, die das Problem der illegalen Abholzung von Wäldern eindämmen. Europäische Unternehmen sind durch den Aktionsplan angehalten, nur noch Holz aus Quellen zu kaufen, die die eigenen ökonomischen, ökologischen und sozialen forstwirtschaftlichen Standards erfüllen. FLEGT

07 Vgl. Georg Winkel/Metodi Sotirov, *Whose Integration Is This? European Forest Policy between the Gospel of Coordination, Institutional Competition and a New Spirit of Integration*, in: *Environment and Planning C: Government and Policy* 34/2016, S. 496–514.

08 Vgl. Peter Edwards/Daniela Kleinschmit, *Towards a European Forest Policy. Conflicting Courses*, in: *Forest Policy and Economics* 33/2013, S. 87–93; Georg Winkel et al., *EU Policy Options for the Protection of European Forests against Harmful Impacts*, Final Report 2009, http://ec.europa.eu/environment/forests/pdf/ifp_ecologic_report.pdf.

beruht auf bilateralen Partnerschaften, die zwischen der EU und einem Holz produzierenden Land geschlossen werden. Gegenstand dieser Partnerschaften ist unter anderem die Nachverfolgung von Holz und seinen Nebenprodukten. Die globale Wirkung dieser bilateralen Partnerschaften wird allerdings als relativ gering eingeschätzt, nicht zuletzt weil die Regulierungen zwischen den Ländern divergieren und die Effekte in jedem Fall auf das jeweilige Partnerland begrenzt bleiben – und von diesen gibt es bislang nur sechs: Ghana, die Republik Kongo, Kamerun, die Zentralafrikanische Republik, Liberia und Indonesien.

Die Schwächen des FLEGT-Aktionsprogramms sollen durch die Einführung eines Europäischen Holzhandelsabkommens kompensiert werden, das 2010 verabschiedet wurde. Die Inhalte ähneln denen von Gesetzen in den USA und Australien aus den vergangenen zehn Jahren. So verbietet das Abkommen zwar den Handel mit illegalem Holz und Holzprodukten auf dem europäischen Markt – was im Einzelnen illegal ist, bleibt aber der Definition der produzierenden Länder vorbehalten. Zuwiderhandlungen werden mit Strafen geahndet, deren Ausmaß von dem jeweils betroffenen EU-Mitgliedsstaat abhängt. Umweltverbände kritisieren diese Strafen als nicht ausreichend.

INDIREKTE WALDPOLITIK

Neben der Handelspolitik, die mit Blick auf den Holzhandel wie eingangs beschrieben bereits seit den 1980er Jahren auf der internationalen Agenda steht, gibt es auch auf supranationaler Ebene Politiken, die nicht auf den Wald fokussiert sind, sich aber dennoch auf den Umgang mit Wald auswirken. Zu diesen walddrelevanten Politiken gehören unter anderem die Biodiversitäts- und die Klimapolitik.

Biodiversitätspolitik

Die Biodiversitätspolitik gründet auf der Erkenntnis, dass der menschliche Einfluss weltweit zu einem immensen Verlust an biologischer Vielfalt, verstanden als die Variabilität zwischen lebenden Organismen sowie innerhalb von Arten und Ökosystemen, geführt hat. Erstmals reagierte die internationale Staatengemeinschaft 1975 mit dem Washingtoner Artenschutzübereinkom-

men, der Konvention über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten freilebender Tiere und Pflanzen (CITES), auf dieses Problem.

Für den Wald relevanter wurde die Biodiversitätspolitik durch die Biodiversitätskonvention, die 1992 in Rio verabschiedet wurde. Zu den Zielen des Abkommens zählt neben der Sicherung der biologischen Vielfalt auch die nachhaltige Nutzung ihrer zentralen Komponenten – darunter das Ökosystem Wald. Die Verantwortung für die Umsetzung des rechtlich bindenden Instruments liegt bei den Vertragsparteien, also den Nationalstaaten. Diese haben entsprechend den Vorgaben zum überwiegenden Anteil nationale Biodiversitätsstrategien formuliert, die auf einzelstaatlicher Ebene walddpolitische Auswirkungen zeitigen.

Das wird etwa an der im November 2007 in Deutschland beschlossenen Nationalen Strategie zur biologischen Vielfalt deutlich, die sich zum Teil direkt auf den Wald bezieht. So legt diese beispielsweise das politisch kontrovers diskutierte Ziel fest, dass bis 2020 der Flächenanteil der Wälder mit natürlicher Waldentwicklung fünf Prozent der deutschen Waldfläche beziehungsweise zehn Prozent des öffentlichen Waldes betragen soll.

Klimapolitik

Es ist aber vor allem im Rahmen der Klimapolitik, dass dem Wald auf supranationaler Ebene eine zunehmende Aufmerksamkeit zuteilwird. Die Klimapolitik ist spätestens seit der Unterzeichnung der Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen auf dem Erdgipfel in Rio 1992 auf der internationalen politischen Agenda. Ziel des Abkommens ist die Mitigation von Treibhausgasemissionen und die Anpassung von Ökosystemen an den Klimawandel. Wald spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle, da er sowohl eine Senke als auch eine Quelle für CO₂-Emissionen darstellt.

Zunächst eröffnete das 2005 in Kraft getretene Kyoto-Protokoll zur Klimarahmenkonvention, das erstmals rechtsverbindliche Zielwerte für den Ausstoß von Treibhausgasen in Industrieländern festlegte, die Möglichkeit, bei der Berechnung dieser Zielwerte die CO₂-Senkenleistung durch Waldökosysteme anzurechnen.

Die Erkenntnis, dass die Reduzierung von Entwaldung einen wichtigen Beitrag zur Verringerung von CO₂-Emissionen leisten kann, mün-

deten auf internationaler politischer Ebene ferner in den Mechanismus über die Verringerung von Emissionen aus Entwaldung und Walddegradation sowie die Rolle des Waldschutzes, der nachhaltigen Waldbewirtschaftung und des Ausbaus des Kohlenstoffspeichers Wald in Entwicklungsländern (REDD+). Die diesem Instrument zugrundeliegende Idee ist die Aufwertung von Wäldern gegenüber anderen Landnutzungsarten durch eine finanzielle Unterstützung für den Schutz von Wald als natürlichem CO₂-Speicher. Die teilnehmenden Länder erhalten eine leistungsorientierte Zahlung für mess- und überprüfbare Emissionsreduktionen durch vermiedene Entwaldung und Waldschädigung.

Nach der Klimakonferenz in Bali 2007, auf der das zweite „D“ für Degradierung dem ursprünglichen RED-Instrument hinzugefügt wurde, sind über die Jahre eine Vielzahl von REDD+-Aktivitäten mithilfe bilateraler oder multilateraler Unterstützung, unter anderem von der Weltbank und UN-Programmen, initiiert worden.⁰⁹ Doch erst auf der Klimakonferenz in Warschau 2013 wurden die wesentlichen Rahmenbedingungen für die Umsetzung von REDD+ in Entwicklungsländern festgelegt. Das auf der Klimakonferenz in Paris 2015 beschlossene Klimaabkommen bekräftigt die bedeutende Rolle von REDD+. Der zu Beginn der politischen Diskussion hervorgehobene Vorteil von REDD+ als relativ einfaches und effizientes Instrument ist nach Jahren der politischen Diskussion nicht mehr unumstritten. So bleiben bedeutende Punkte unter anderem zur Finanzierung und zum Finanzierungsmechanismus bis heute unklar.¹⁰

STEUERUNG DURCH NETZWERKE

Neben der Waldpolitik, die auf supranationaler Ebene zunehmend aus Sektoren kommt, die sich nicht primär auf den Wald beziehen, gibt es einen weiteren Trend in der (supra)nationalen Waldpolitik: eine Verschiebung weg von einer zentralen, hierarchischen öffentlichen Politik hin zu einer Steuerung durch Governancenetzwerke, in denen nichtstaatliche Akteure eine zuneh-

mend wichtige Rolle spielen. Dieser Wandel ist in der internationalen Politik generell seit mehr als 20 Jahren zu beobachten.¹¹ Als Grund dafür gilt der hierarchische Top-down-Politikstil auf nationalstaatlicher Ebene, der nicht zuletzt an der Komplexität der Waldprobleme und den vielfältigen Akteuren mit unterschiedlichem Interesse am Wald scheitert.¹²

Forstliche Zertifizierungssysteme

Ein prominentes Beispiel für die transnationale politische Steuerung durch nichtstaatliche oder staatlich-private Netzwerke sind Systeme der Waldzertifizierung. Deren Grundidee ist die Gewährleistung einer nachhaltigen Forstwirtschaft durch positive Anreize. Zwei Zertifizierungssysteme sind international von besonderer Bedeutung: die Siegel der beiden Nichtregierungsorganisationen Forest Stewardship Council (FSC) und Program for the Endorsement of Forest Certification (PEFC).

Unterstützt von den großen internationalen Umweltorganisationen Greenpeace und WWF, führte der FSC sein Zertifizierungssystem 1993 ein, nachdem auf dem Erdgipfel 1992 in Rio keine Waldkonvention zustande gekommen war. Es soll internationale Standards für eine nachhaltige Waldbewirtschaftung setzen und ein entsprechendes Markenzeichen darstellen. Das Label kennzeichnet Wald- und Holzprodukte, die aus den Erzeugnissen von FSC-zertifizierten Forstbetrieben gewonnen werden. Die zehn Prinzipien des FSC sind weltweit gültig, allerdings unterscheiden sich deren an nationale Gegebenheiten angepasste Operationalisierungen deutlich. Das sorgt immer wieder für Kritik, die vor allem dann lauter wird, wenn etwa Holz FSC-zertifiziert ist, das durch die Rodung von als schützenswert geltenden Wäldern gewonnen wurde – beispielsweise 2011/12 im Falle des zertifizierten IKEA-Tochterunternehmens Swedwood, das öffentlich kritisiert wurde, in der russischen Teilrepublik Karelien Urwälder kahlzuschlagen.

¹¹ Vgl. Roderick A. W. Rhodes, *Understanding Governance*, Philadelphia 1997.

¹² Vgl. Peter Glück et al., *Changes in the Governance of Forest Resources*, in: Gerardo Mery et al. (Hrsg.), *Forests in the Global Balance – Changing Paradigms*, Helsinki 2005, S. 51–74.

⁰⁹ Vgl. Esther Turnhout et al., *Envisioning REDD+ in a Post-Paris Era*, in: *WIREs Climate Change* 1/2017, S. 1–13.

¹⁰ Siehe dazu auch den Beitrag von Jonas Hein in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

Ein dritter Hauptkritikpunkt betrifft die Unabhängigkeit der Auditoren, die unter anderem darauf angewiesen sind, dass sie von den Unternehmen angefordert werden, und durch Konkurrenz in manchen Ländern wie Russland preislich immer stärker unter Druck geraten. Auch das Monitoring der Auditoren kann mangels fehlender Ressourcen nicht immer vollständig gewährleistet werden.¹³

Das zunächst regionale PEFC wurde 1999 mit Fokus auf Paneuropa auf Initiative von Vertretern der Forst- und Holzwirtschaft ins Leben gerufen und wird als Antwort von Waldeigentümern, Forstunternehmen und Regierungen auf den FSC interpretiert, in dem Umweltverbände die Entscheidungsprozesse dominieren.¹⁴ Das PEFC fungiert als Dach für nationale Zertifizierungssysteme zur Förderung einer nachhaltigen Waldbewirtschaftung. Das Siegel des PEFC kennzeichnet regionale Waldbestände und bezieht sich nicht wie das FSC-Label auf einzelne Forstbetriebe.

Weltweit sind nach Angaben der Zertifizierungssysteme über 260 Millionen Hektar Wald durch das PEFC-Siegel und 182 Millionen Hektar durch das FSC-Siegel zertifiziert. In einigen Ländern werden beide genutzt. Ein Großteil der zertifizierten Waldflächen liegt noch immer in Europa und Nordamerika. Dieser Trend lässt sich unter anderem durch das Zusammenspiel der Konsumentensituation und der breiten Unterstützung von Umweltkampagnen im globalen Norden erklären. Aber auch die fehlenden finanziellen Kapazitäten für Forstzertifizierung im Süden sind ein Grund für das Ungleichgewicht.

Der Einfluss der Zertifizierungssysteme auf die forstliche Praxis bleibt ein sehr umstrittenes Thema. Ein kritischer Punkt sind dabei unter anderem die Befugnisse unabhängiger Zertifizierer bei der Durchsetzung und Kontrolle der Umsetzung von Zertifizierungsstandards in Ländern, in denen das politische System stark auf staatlich hierarchische Politik ausgelegt ist.¹⁵ Weiterhin stellt sich unter anderem die Frage, ob Zertifizie-

rungsstandards über staatliche Regulierungen hinausgehen und so tatsächlich ein Beitrag zu mehr Nachhaltigkeit geleistet wird.

Waldrenaturierung

Ein weiteres aktuelles Beispiel für den Wandel zu einer Waldpolitik durch supranationale Netzwerke ist die Waldrenaturierung. So verfolgt etwa die 2011 gestartete Initiative „Bonn Challenge“, ein Forum für verschiedene staatliche, private und zivilgesellschaftliche Stakeholder und Experten auf diesem Gebiet, das Ziel, bis 2020 insgesamt 150 Millionen Hektar und bis 2030 mindestens 350 Millionen Hektar degradiertes und gerodetes Waldfläche weltweit wiederherzustellen. Im Rahmen der Initiative können Gebote für bestimmte Waldrenaturierungsprojekte von Regierungen, Unternehmen und Organisationen abgegeben werden. Damit soll zur Implementierung von internationalen Abkommen wie den 2010 im Rahmen der Biodiversitätskonvention im japanischen Nagoya beschlossenen Aichi Targets beigetragen werden. Diese neue Form des Public-private-Partnerships wird als legitime Alternative für bislang schlecht implementierte zwischenstaatliche Abkommen gesehen.¹⁶

KOMPLEXES WALDREGIME

Spätestens seit dem Erdgipfel in Rio 1992 ist der Wald von der internationalen politischen Agenda nicht mehr wegzudenken. Die supranationale Waldpolitik hat bisher jedoch ausschließlich zu weichen, also rechtlich nicht bindenden politischen Instrumenten geführt. Zu den Gründen dafür zählen unter anderem der Nord-Süd-Konflikt, starke Interessen des Forstsektors und die Angst vor dem Verlust der nationalen Selbstbestimmung.

Im Vergleich zu den auf Wald fokussierten Politiken resultieren aus anderen walddrelevanten Politiken wie der Klimapolitik und der Biodiversitätspolitik rechtlich bindende Instrumente mit stärkeren Effekten für die Waldnutzung. Damit kann in der supranationalen Waldpolitik eine Diversifizierung der Ziele beobachtet werden, die weit über die forstwirtschaftliche Nut-

¹³ Vgl. Olga Malets, *When Transnational Standards Hit the Ground: Domestic Regulations, Compliance Assessment and Forest Certification in Russia*, in: *Journal of Environmental Policy & Planning* 3/2015, S. 332–359.

¹⁴ Vgl. Benjamin Cashore et al., *Achieving Sustainability through Market Mechanisms*, in: Rajat Panwar/Robert Kozak/ Eric Hansen (Hrsg.), *Forests, Business and Sustainability*, London 2016, S. 45–69.

¹⁵ Vgl. Malets (Anm. 13).

¹⁶ Vgl. Till Pistorius/Horst Freiberg, *Perspectives for the International Governance of Forest Landscape Restoration*, in: *Forests* 3/2014, S. 482–497.

zung des Waldes zur Holzgewinnung hinausgeht. Dementsprechend wird über eine zunehmende Komplexität des internationalen Waldregimes gesprochen, das charakterisiert ist durch seine Fragmentierung.¹⁷

Diese Komplexität wird durch die verschiedenen involvierten politischen Ebenen noch erhöht. Neben der internationalen Politik, die im Rahmen verschiedener Foren wie das Waldforum, die Biodiversitäts- oder die Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen waldpolitische Themen bearbeitet, spielen regionale Prozesse wie auf (pan)europäischer Ebene ihre eigene Rolle. Die insbesondere in Ländern mit vielen Waldressourcen starke nationale Waldpolitik findet über unterschiedliche Pfade Eingang in waldrelevante Prozesse sowohl auf regionaler als auch auf internationaler Ebene.¹⁸ Umgekehrt bleibt die Implementierung internationaler und regionaler Abkommen und Standards auf nationaler Ebene auch in der Waldpolitik das schwache Glied der supranationalen Politik.¹⁹

Zwar wird in dem Trend zur politischen Steuerung durch Netzwerke die Chance gesehen, die Implementierungslücke der Staaten zu schließen und das Ziel der nachhaltigen Entwicklung umzusetzen.²⁰ Doch bringen diese neuen Partnerschaften zugleich eine zunehmende Diversifizierung der Akteurslandschaft und damit auch an involvierten Interessen mit sich.

Die Komplexität der supranationalen Waldpolitik ist also ebenso unbestritten wie ihre Fragmentierung in verschiedene Arenen, Politiken, Instrumente, Ziele, politische Ebenen und Akteure. Aufgrund dieser „Politikschichtung“²¹ kann es zu einer Überlappung von Politiken kommen. Abhängig von den betrachteten Politiken und Instrumenten ergeben sich dabei Synergien, aber auch Konflikte. Im letzteren Fall gilt es, verstärkt die Möglichkeiten der Politikintegration über sektorale Grenzen, politische Ebenen und die unterschiedlichen Akteure hinweg in Betracht zu ziehen.²²

Die Leistungen dieses komplexen Waldregimes werden unterschiedlich interpretiert. Kritiker betonen, dass sich die weltweite Entwaldung fortsetzt und damit das vornehmliche Ziel einer supranationalen Waldpolitik nicht erreicht wird, und sprechen von einem Nichtregime oder einem „Donut-Regime“, in dem die Politik mit zentralem Fokus auf den Wald ausgehöhlt wird und Politiken relevanter werden, die Wald als einen Aspekt unter vielen behandeln.²³ Andere Stimmen unterstreichen, dass sich die internationalen Diskurse zur Waldpolitik deutlich verändert haben und nachhaltige Entwicklung, Biodiversität und die Beteiligung von nichtstaatlichen Akteuren in den vergangenen Jahrzehnten immer fester in der internationalen Politik verankert wurden.²⁴

17 Vgl. Jeremy Rayner et al., Conclusions, in: ders./Buck/Katila (Anm. 4), S. 137–145.

18 Vgl. Bas Arts/Lukas Giessen/Ingrid Visseren-Hamakers, International Forest Policy and Europe, in: Helga Pülzl et al. (Hrsg.), European Forest Governance, Joensuu 2013, S. 37–43.

19 Vgl. Michael Howlett et al., Embracing Complexity in Forest Policy Design through Multi-Level Governance, in: Rayner/Buck/Katila (Anm. 4), S. 93–110.

20 Ingrid Visseren-Hamakers, Partnerships and Sustainable Development, in: Environmental Policy and Governance 23/2013, S. 145–160.

21 Vgl. Jeremy Rayner/Michael Howlett, Understanding Integrated Policy Strategies and Their Evolution, in: Policy and Society 28/2009, S. 99–109.

22 Karl Hogl/Daniela Kleinschmit/Jeremy Rayner, Achieving Policy Integration across Fragmented Policy Domains: Forests, Agriculture, Climate and Energy, in: Environment and Planning C: Government and Policy 34/2016, S. 399–414.

23 Vgl. Benjamin Singer/Lukas Giessen, Towards a Donut Regime? Domestic Actors, Climatisation, and the Hollowing-out of the International Forest Regime in the Anthropocene, in: Forest Policy and Economics 79/2017, S. 69–79.

24 Vgl. Bas Arts/Marleen Buizer, Forests, Discourses, Institutions, in: Forest Policy and Economics 11/2009, S. 340–347.

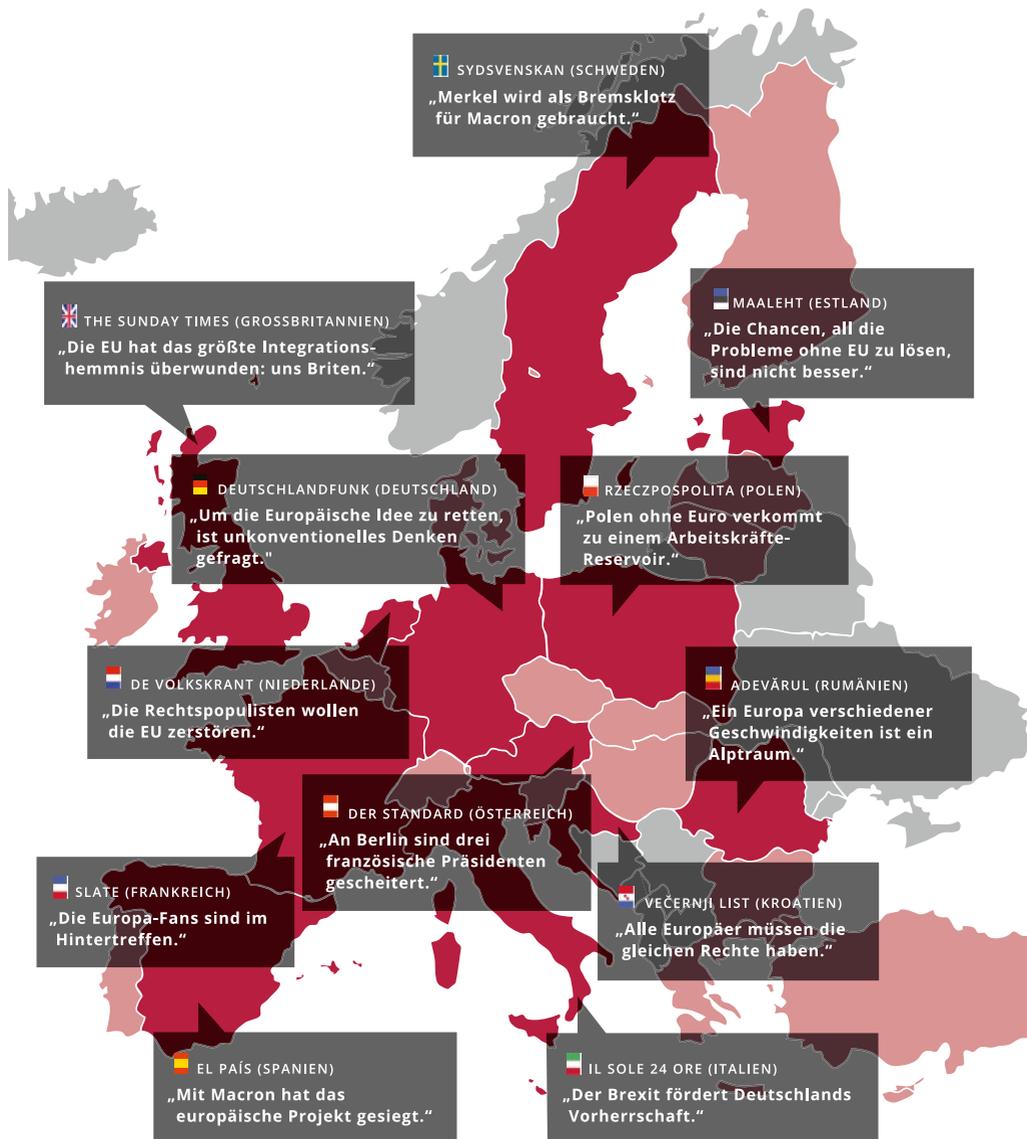
Dieser Beitrag basiert in Teilen auf: Daniela Kleinschmit, Internationale Waldpolitik – Prinzip Freiwilligkeit, in: Heike Leitschuh et al., Gesucht: Waldumweltpolitik. Herausforderungen im Anthropozän, Jahrbuch Ökologie 2016, Stuttgart 2015, S. 82–87.

DANIELA KLEINSCHMIT

ist Professorin für Forst- und Umweltpolitik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.
daniela.kleinschmit@ifp.uni-freiburg.de

euro|topics

Europas Presse kommentiert



Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Telefon: (0228) 9 95 15-0



Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 24. November 2017

REDAKTION

Lorenz Abu Ayyash
Anne-Sophie Friedel (verantwortlich für diese Ausgabe)
Christina Lotter (Volontärin)
Johannes Piepenbrink
Anne Seibring
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
twitter.com/APuZ_bpb

APuZ
Nächste Ausgabe
51–52/2017, 18. Dezember 2017

MEERE & OZEANE

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
c/o InTime Media Services GmbH
fs-medien@intime-media-services.de

Die Veröffentlichungen in Aus Politik und Zeitgeschichte
stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar;
sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter
einer Creative Commons Lizenz vom Typ
Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine
Bearbeitung 3.0 Deutschland.



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz